Princeton University Library
32101 066395383

Digitized by Google

3443
.72
.378

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

3443
.72
.378

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Albert Geiger

Roman Werners Jugend

und andere Erzählungen

Berlin 1905 Karl Schnabel

Digitized by Google

Meiner Schwägerin Katinka

(RECAP)

3443
.72
S7S

543639

Digitized by Google

Roman Werners Jugend

Ein Lebensbeginn

Digitized by Google

I.

urch blühende Oleanderbäume geht ein Sommerwind. Er wiegt die roten Blüten unaufhörlich hin und her. Und wie sie zusammennicken und dann rasch wieder auseinanderfliehen, kann man an plaudernde Mädchenlippen denken, die sich hastig abgerissene Geheimnisse erzählen, um beim geringsten Geräusch zu verstummen und furchtsam auseinanderzufahren.

Die blühenden Oleanderbäume stehen vor einer breiten, zweiseitigen Steintreppe; sie führt zu einem Laden, der besonders im Sommer ein merkwürdiges Gemisch von Gerüchen in seinem Halbdunkel beherbergt. Es riecht darin nach Viktualien, nach Gewürzen, nach Mehl und Kaffee, Zichorie und andern Kaffeezusätzen, nach Heringen und Sardellen und Zigarren, aber auch nach bedrucktem Kattun für Schürzen, nach Ellenwaren aller Art. Das Ganze atmet einen etwas säuerlichen Geruch aus, in dem sich die von der Sommerwärme schläfrigen Fliegen sehr wohl zu fühlen scheinen. Der Laden ist so ein echter Laden in einer recht kleinen Stadt, durch die nur eine gepflasterte Straße geht, und die sich nach rechts und links in dörfliche Straßen auflöst, in welche hie und da ein Bürgerhaus verstreut ist. Er hat sowohl die Bedürfnisse der Bauern zu versorgen, für die er Sensen, Schleifsteine so gut wie fertige Hosen und Anzüge und die beliebten seidenen Shawls für die Frauen und Mädchen hat, als auch die der Bürger und bescheidenen Gastwirte des Ortes. Die Auslage zeigt allerei Krimskrams, dazwischen einen von Holz geschnitzten schwarzen Neger mit einer schon etwas schwärzlichen Federkrone, der eine ungeheure Zigarre zwischen den knallroten wulstigen Lippen hält, die von gleichem Material wie er selbst ist. Am andern Fenster stehen Heiligenbilder und Wachsstöcke. Über den Laden hin läuft ein breites schwarzes Band, ein Brett, auf dem mit komisch verschnörkelten goldenen Lettern zu lesen steht: Maria Josephina Werner, Viktualienhandlung.

Das Haus ist zweistöckig und hat im zweiten Stock Spiegelscheiben; ein Luxus, den nur wenige Privilegierte in Betzhausen teilen. An den Gesimsen hat der kleinstädtische Architekt mit einem runden Mäander und etlichen Tulpen seinen Schmuckſinn bewährt. Es ist grau angestrichen und hat nichts Besonderes.

Digitized by Google

Wenn man die Ladentüre mit der altmodischen Klingel aufklinkt, und die hintere Tür des Ladens aufsteht, so sieht man durch einen Gang in das lauschige Grün eines Gartens.

In diesen Garten dringt noch etwas von den sauren Gerüchen des Ladens. Nur ein Hauch zuweilen mit dem Wind, wie ein Stück Alltags in die heimlichen Gedankengänge eines Poeten oder Verliebten. Denn so voll geheimer Reize und Düfte ist dieser Garten. Er hat köstliche Schlupfwinkel. Ein Winkel des Gartens ist ganz mit Bohnenranken überwuchert, an Eisenstangen gezogen, Feuerbohnen, deren Knospen schon sich zu röten anfangen. Daneben liegt ein sehr großes unheilbar leckes Faß, das mit Winden überzogen ist. In der Ecke an der Mauer steht ein viereckiges Gelaß, von vier kräftigen Pfosten getragen; eine Treppe führt dazu, sehr morsch und baufällig. Ein Holunderbaum überschattet das Häuschen mit reichem Blätterdunkel und seinen weißen Blütendolden. Mit diesem Gelaß hat es eine besondere Bewandtnis; es ist von einem Schimmer Romantik umwoben. Der verstorbene Besitzer des Hauses, der eine schwungvolle Fabrikation von den runden Filzhüten und Schildkappen für die Bauern der Umgegend betrieb und darum der Kappentoni geheißen wurde — war auf seine letzten Jahre tiefsinnig geworden und begann an allerlei seltsamen Ideen zu kranken. Er ließ sich dieses Gartenhaus bauen und verbrachte den Tag und oft auch die Nacht dort. Eine große Bibel mit Messingbeschlägen und ein mächtiges Fernrohr waren seine einzigen Freunde in der Einsamkeit. Da las er die Bibel und schaute nach den Sternen. Zuweilen hörte man ihn nachts singen: verworrene psalmenähnliche Laute. Böse Leute behaupteten, daran habe auch das Zwetschenwasser schuld, das in einer Ecke des Gelasses in einer strohumwundenen Flasche reichlich vorhanden war...

Alte Birnbäume stehen in dem Garten; in den Beeten wachsen Gartenblumen, Flox, Feuerlilien, Rittersporn, Sonnenblumen, Rosen, Reseden ziemlich wild durcheinander. An der Mauer ziehen sich Spaliere mit großen reifenden Birnen hin, überragt von Mirabellen und Pfirsichbäumen. Nur die paar Länder mit Gemüse sind gut im Stand gehalten. Die Frau Maria Josephina Werner, genannt die Marie-Seph, hat gar viel zu tun und wenig

Digitized by Google

Zeit, sich um den Garten zu bekümmern ... Hinter dem Garten liegt ein Grasgarten mit Obstbäumen, und von da geht's hinab an den Bach, der den Ort durchfließt und wo die Wäscherinnen auf das Wasser gebeugt mit den kräftigen braunen Armen die Wäsche ausringen und reiben.

Es schlägt vier Uhr nachmittags. Schläfrig kommt der Schall durch die Sommerschwüle. Die Wäscherinnen essen ihr Vieruhrbrot, Rahmkäse, und trinken billigen Most dazu. Dazwischen stehen die Jungen nicht still. Eine Schar Enten kommt tauchend und flügelschlagend das Wasser herab. Auf der Mauer des Gartens sitzt ein kleiner achtjähriger Junge, unter den Holunder gebeugt, und schaut den Enten auf dem Bache zu. Er hat ein blasses, schmales Gesicht, nicht eben besonders schön, aber mit der weißen Hautfarbe, den sehr großen braunen Augen und dem dichten schwarzen Haar immerhin eigenartig. Er hat die zarten Hände über dem einen Knie verschlungen und schaut und träumt. Dieweil öffnet sich im Haus ein Fenster, und eine Frau sieht heraus. Ein kluger Kopf mit etwas herben Zügen, so wie manche alte Meister ihre Frauen gemalt haben. Die Nase spitz, das Kinn kräftig. In den grauen Augen unter der hohen Stirn und dem glattgescheitelten braunen Haar liegt viel mütterliche Güte, als die Frau jetzt hinausblickt, um nach ihrem Jungen Umschau zu halten. Sie entdeckt ihn nicht gleich, und da ruft sie mit heller Stimme:

„Roman! Wo bist? Komm, du kriegst ein Schleckselbrot!" (Brot mit eingekochten Früchten.)

Und da der Junge nicht gleich Antwort gibt, wiederholt sie ihren Ruf.

Da antwortet er lässig: „Mama, ich mag kein Schleckselbrot ... laß mich da sitzen. Ich bin so müd!"

„Wo steckst du denn, daß ich dich nicht seh'?"

„Auf der Mauer ..."

„Aber nein, Roman! Gleich gehst du herunter! Weißt nicht, daß ich mich ängstig'?"

„Es ist so kühl auf der Mauer, und man sieht so weit. In alle Gärten und Häuser, den Bach hinauf und hinunter ..."

„Ach, was siehst da! Komm herunter und iß! Dann mußt du deine Schularbeit machen ..."

Digitized by Google

Roman rutſcht die Mauer herab und kommt langſam durch den Garten. Schularbeit machen. Die langweilige Schularbeit ...

Unwillkürlich kommt ein Seufzer aus der Kinderbruſt ...

„Mama, darf ich ſie im Gartenhäuschen machen?“

„Meinetwegen auch! Aber da, jetzt iß zuerſt! Sonſt bleibſt dein Lebtag ein Schneider!“

Und ſie reicht ihm das Schleckſelbrot heraus. Ein Blick ſorgenden, mütterlichen Wohlbehagens ruht auf dem Jungen. Da bimmelt die Ladenklingel ...

„Roman, deine Schularbeit!“

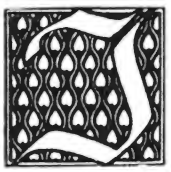
Roman nickt; er hat an ganz was anderes gedacht. Er hat ſchon lange eine Idee, in dem alten Häuschen auf der Mauer einen geheimen Zirkel ſeiner Freunde abzuhalten, bei welchem Märchen erzählt werden ſollen. Sie werden die Läden zumachen, daß es ganz dunkel iſt. Und dann werden ſie eine eigentümliche Beleuchtung herſtellen: ausgehöhlte Melonenköpfe, in die Geſichter hineingeſchnitten ſind und in die man Lichter hineinſetzt. Dann wollen ſie einander recht gruſeln machen. Und bei dem Gedanken daran ſpürt er jetzt ſchon eine Gänſehaut über den Rücken ... Solche Dinge ſchrecken ihn und locken ihn zugleich ...

Er verſpeiſt langſam ſein Brot mit Pflaumenmus. Dabei ſieht er einer Spinne zu, die zwiſchen zwei Spalieren ihr ſilberſchimmerndes Netz aufgehängt hat.

Eine wurmſtichige Birne löſt ſich von der Hitze und fällt mit dumpfem Schall auf den Grund. Roman zögert, ob er ſie aufheben ſoll.

Honigſüße duftet aus dem Garten. Der Geruch hat etwas Betäubendes. Und die Augen des Knaben ſinnen und träumen.

Digitized by Google



In einem Zimmer des zweiten Stockes, an einem Regentage, der viel ſchwere niederhängende Wolken und Dunkelheit mit ſich brachte, ſaß einige Zeit nachher der Vater des kleinen Roman, über ein Zeichenbrett gebeugt, in emſiger Arbeit. Man ſah nichts von ihm als ſeine ſchon leicht ins Graue ſpielenden Haare, die lang über den Kragen ſeines Rockes fielen und zum Schluſſe eine einzige große Locke bildeten. Als er ſich dann aufrichtete, um von der Wand einen größeren Winkel zu holen, ſah man ſein von harter Denkarbeit und mancherlei widrigen Erfahrungen gezeichnetes Geſicht. Eine mächtige Stirne, in deren Ecken die Haare zurücktraten und die kühne Wölbung noch ſtärker hervortreten ließen. In der einen Ecke rechts war deutlich eine Vernarbung von einer Wunde zu erkennen. Unter buſchigen Augenbrauen kleine, ſehr bewegliche ſcharfblaue Augen, die zuweilen auch mißtrauiſch blicken konnten. Die Naſe ſprang kraftvoll und doch in feiner Zeichnung vor. Ein langer Bart ſchloß dieſes Antlitz ab, welches ſich dem Beſchauenden ſogleich einprägte als die Werkſtätte eines raſtlos ſchaffenden, wohl aber auch eigenſinnig ein ins Auge gefaßtes Ziel verfolgenden Geiſtes. Der Körper war eigentlich zu maſſig und zu klein für dies gewaltige Haupt. Doch ſprach auch in ihm ſich eine Kraftnatur ungewöhnlicher Art aus. Hatte er doch einmal einer Wette zufolge den Trägerſtein eines Straßengeländers aus dem Boden geriſſen. Und in einer ſchweren Krankheit war er nachts hinausgeraſt, in einem Bachbett ſtundenlang herumgeirrt und ſchließlich dreißig Fuß tief in einen Steinbruch gefallen. Dort hatte ihn ein Seiler, der in der Nähe ſein Geſchäft hatte, ſtöhnen hören und ihn, am ganzen Leibe eine Wunde, gefunden; auch die Kopfnarbe, ein Schädelbruch, rührte davon her. Und doch war er wieder geneſen.

Karl Werner, ſo hieß er, war frühe auf die Wanderſchaft gegangen. Sein Vater, bei dem er eine harte Schule gehabt hatte und von dem er viele Härte mitbrachte, hatte ihm eines Tages ein eiſernes Winkelmaß an den Kopf geworfen. Er entging durch eine Bewegung dem ſchweren Wurf. Aber er ſah ſeinen Vater an, mit einem langen Blick, in dem Perſönlichkeit die

Digitized by Google

Persönlichkeit maß, schnürte sein Bündel und ging. Der höhnte ihm nach: werde schon wiederkommen. Aber er kam nicht. Er aß das harte Brot der Fremde als Lehrbub, schaffte in München und Zürich und studierte als Geselle nebenher am Polytechnikum und die Nächte durch. So härtete und stählte ihn eine Jugend voller Arbeit und Entbehrung.

Er führte eben eine große Pumpanlage aus, die er für einen Wettbewerb entwarf. Außerordentlich sorgfältige Zeichnungen von Maschinen, Turbinenanlagen, Stauwehren usw. hingen überall im Zimmer ... Da klopfte es. Frau Werner brachte ihm sein Vesperbrot. Er dankte kaum, ganz in seine Arbeit versunken. Frau Marie-Seph aber blieb eine Weile stehen; sie hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Und es ward ihr schwer, es sich herunterzureden.

Sie schaute eine Weile der Arbeit ihres Mannes zu; dann sagte sie:

„Wenn du nur den Preis bekämst; das hülfe uns schon heraus!"

Er brummte etwas Unverständliches und schaffte weiter. Trotzdem er mit Konkurrenzen wenig Glück hatte, arbeitete er immer und immer wieder an solchen Aufgaben. Es war seinem regen Geiste Bedürfnis, stets aufs neue nach Lösungen von Problemen zu suchen, obgleich er selbst sich keinen Erfolg davon versprach. Das mochte wohl mit dem Brummen ausgedrückt sein.

Die Frau kämpfte und kämpfte. Endlich faßte sie einen Entschluß.

„Karl!" sagte sie stockend. „Ich muß etwas mit dir sprechen. Hast du einen Augenblick Zeit?"

Er gab keine Antwort, sondern sah sie von der Seite an.

„Du weißt, die Verwandten ..."

„Ach ja, die lieben Verwandten — Na, was haben sie wieder ausgeheckt? Was paßt ihnen nicht?"

„O Karl," bat sie, „du mußt nicht so sprechen! Sie sind doch immer lieb und nett gegen dich! Es war doch wirklich schön von ihnen, daß sie die Schuld vom Großvater her uns gestundet haben und keine Zinsen verlangen ... Auch sonst ... suchen sie uns nützlich zu sein ..."

Sie brach ab, da seine Augenbrauen zuckten und sein Gesicht sich verschärfte. Es war eine Stille.

Digitized by Google

„Nun also!“ mahnte er ungeduldig. „Was hast? — Ich hab' nicht viel Zeit! Die Zeichnung soll morgen fort. Aber freilich, das ist ja gleich! Wer kümmert sich hier um meine Bestrebungen, meine Ideale! Der Schwager Seifensieder? Der Vetter Bierbrauer? Der Onkel Postsekretär?“

Die Frau zuckte zusammen. Das war ein wunder Punkt ihres Lebens: ihres Mannes schlechtes Einvernehmen mit den Verwandten. Sie verstanden ihn nicht; sie waren ehrenwerte, aber etwas satte, selbstzufriedene Leute. Und er, abgesagter Feind aller solcher selbstbewußten, lebenzufriedenen Behaglichkeit, verstand sie erst recht nicht. Seitdem er mit ihnen zusammen in der kleinen Stadt wohnte, seit seinem Unglück mit dem Hammerwerk und der Sägerei, war das Verhältnis noch unerquicklicher geworden. Daß er ihnen Dank schuldig war — und sie ließen ihn das zuweilen merken, obgleich sie sonst seine Weise im ganzen gutmütig erduldeten — verschärfte seine Stellung zu ihnen noch mehr.

„Ich muß es einmal sagen, Karl,“ setzte Frau Marie-Seph wieder an. „Wir müssen den zweiten Stock vermieten ...“

Karl Werner richtete sich auf und schob sein braunes gesticktes Hauskäppchen zurecht. Er sah sie an, als erlaube sie sich einen unziemlichen Spaß mit ihm.

„So? Ist dies das Neueste? — Und wo soll ich arbeiten? Willst du mich mitsamt dem Reißbrett auf deinen Trödlertisch setzen?“

„Dir soll dein Zimmer ja bleiben! Aber die zwei Stuben, die wir bis jetzt bewohnt haben, müssen wir nach unten verlegen. Und wenn wir's genau überdenken, geht es ganz gut. Das Magazin können wir zum Teil in das Gartenhäuschen an der Mauer schaffen; dadurch wird ein Zimmer frei; und das andere Zimmer werden wir schon leeren können. Man bringt das Sach halt im Keller oder sonstwie unter. Du wirst sehen, es wird viel gemütlicher, wenn wir unten essen und schlafen können ...“

Sie sagte das sehr zuversichtlich und ermutigend, obgleich es ihr nicht darum war.

Er erwiderte zuerst nichts, sondern zeichnete wieder weiter. Dann murrte er vor sich hin:

„Immer tiefer! Immer miserabler! Bis ganz auf den Hund ...“

Digitized by Google

Und ingrimmig fügte er hinzu:

„Wenn fremde Leute da oben wirtſchaften, da kann ich nichts arbeiten. Da geh' ich lieber auch gleich herunter! Die haben womöglich Kinder, einen Hund und Gott weiß was! Nein, da räume mir lieber das Gartenhaus an der Mauer ein; da bin ich doch ungeſtört ... Vermiete in Gottes Namen den zweiten Stock! Mir iſt's egal!"

„Denke doch, Karl, das tote Kapital bis jetzt in den zwei Zimmern, die leergeſtanden ſind! Und in Himmels Namen, wir können es nicht anders machen, wenn wir die andere Schuld abzahlen wollen ... für die ſich Stephan verbürgt hat ..."

„Iſt ja ſchon recht!"

„Und die unteren Stuben, in denen bis jetzt das Magazin war, laſſen wir neu tapezieren und herrichten. Dann wird es ſchon behaglich werden. Und für dich und deine Arbeit behalten wir oben das Zimmer, das außer dem Abſchluß liegt. Da biſt du ganz für dich!"

Nach einer Weile legte er Winkel, Reißſchiene und Reißfeder beiſeite. Es arbeitete ſichtlich etwas in ihm, das ihn nicht mehr weiter ſchaffen ließ.

Er begann, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hin und her zu wandern, mit dem Anſehen eines gereizten Löwen. Endlich, nach einer ſchwülen Stille, brach er los.

Sein ganzer Groll gegen das Schickſal, das ihn in dieſes Neſt verbannte und das ihm ſein Lebtag nur Knüppel zwiſchen die Beine geworfen hatte, machte ſich Luft. War er einmal etwas in die Höhe gekommen, flugs ein Schlag auf den Kopf: hinunter, Kerl! Dabei ſah er die größten Eſel in Amt und Würden, reich und angeſehen. Dieſe papierenen Geſellen, die Beamten, die ſtaatlichen Ingenieure und Direktoren, die ihn nicht verſtanden oder gar ausnützten und mit einem Trumm ablohnten, während ſie ſich das rote Mäntelchen des Verdienſtes umhängten. Dabei haben ſie ſo viel Verſtand im Hirn, wie er in der kleinen Fußzehe ... Er ſprach von ſeinen Erfindungen, von ſeinen Patenten. Eine Menge Geld koſteten ſie — und hatte ſich bis jetzt eines rentiert?

Hier nickte Frau Marie-Seph ſeufzend und verſtändnisinnig mit dem Kopf.

Digitized by Google

Er bemerkte diese Bewegung und fuhr nun gegen sie los, in fast komischem Zorn:

„Ja, du kannst auch nur mit dem Kopfe nicken; sonst nichts! Von dem, was in mir ist, hast du so wenig einen Begriff, wie deine verehrten Verwandten. Wenn sie wirklich einen rechten Glauben an mich gehabt hätten, so hätten sie mich damals in Obertal mit der Sägerei und dem Hammerwerk nicht im Dreck sitzen lassen. Fünftausend Gulden mehr und ich hätte es durchgehauen! Der Vater hätt' es mir auch gegeben... Aber natürlich, deine Frau Mama, die hat ihm abgeraten. Diese verflixten Weibsleute! Die alles besser wissen — und wenn's aus ist, machen sie doch nur Dummheiten..."

Hier wagte Frau Marie-Seph die Bemerkung, daß er für die schlechten Zeiten das Hammerwerk damals doch vielleicht ein wenig zu rasch vergrößert hätte.

Statt aller Antwort nahm er sein Käppchen ab, setzte es seiner Frau auf, gab ihr die Reißschiene in den Arm und sagte:

„Bitte, Frau Werner! Du verstehst das alles ja besser! Mach nur das Pumpwerk fertig, und ich verkaufe dieweil Heringe und Brusttee..."

Die Frau stand wortlos auf und brachte die Gegenstände wieder an ihren Platz. Es wäre ihr fast zum Lachen gewesen, hätte sie nicht Lust zum Weinen gehabt.

„Willst du nicht etwa," fuhr er fort, „auch die Geschichte mit der Seifenschneidmaschine aufs Tapet bringen? Das ist ja ein herrlicher Beweis dafür, wie unpraktisch und verrannt bei meinen Erfindungen ich bin, und daß der Schwager Seifensieder halt doch zehnmal mehr Grütz im Kopf hat! Weil er nach seiner Väter Weise die Seife mit Draht schneidet und ich sie mit Messern schneiden will... Aber so wahr ich hier stehe, sie wird mir noch gelingen, die Maschine mit den Messern. Eines Tages werde ich's heraus haben; die Messer werden sich nicht mehr biegen, und dann ist der Herr Seifenfabrikant mit seiner Drahtwirtschaft blamiert!"

Frau Marie-Seph hütete sich, noch etwas zu erwidern, obgleich ihr Bruder, der Seifensieder, darin wirklich recht hatte. Die Messer, welche die Seife schneiden sollten, mußten sich notwendig krumm biegen. An dem eigensinnigen Verharren bei den

Digitized by Google

Meſſern ſcheiterte die Verwertung der ganzen, im übrigen ſehr praktiſchen Erfindung.

... In dieſem Augenblick klingelte es außen. Der Briefträger brachte ein amtliches Schreiben von der Kulturinſpektion Elzweiler.

Karl Werner erbrach es. Er las, und ſein Geſicht verfinſterte ſich.

„Was iſt? Was ſchreiben ſie?“ fragte Frau Marie-Seph ängſtlich.

„Da haben wir's! Dieſe papierenen Kerle! So machen ſie's immer!“ rief Werner empört. „Das Wehrprojekt nehmen ſie an; aber die Ausführung krieg ich nicht! Für mich fällt nur ein lumpiger Erfinderlohn von fünfhundert Talern ab ...“

„Es iſt doch immerhin ...“

„Immerhin! Ein Dreck iſt's! Dieſe Manſchettenbauern! ... Ich bin es jetzt ſatt mit dem Pack hierzulande! Ich breche die Bude ab und ziehe nach Amerika! Dort, im freien Land, wo der heilige Bureaukratius noch nicht regiert, weiß man einen tüchtigen Mann noch zu ſchätzen und auch zu lohnen ... Und deinen Verwandten wird ja damit ein guter Tag geſchehen!“

Er nahm Hut und Stock und ſtürmte fort.

Frau Marie-Seph blieb in ſchweren Gedanken zurück.

Jetzt würde er im Wirtshaus ſeinen Zorn vertrinken, und wenn er dann heimkam ...

O, er konnte ſo rieſig nett ſein, wenn er dann kam: zu Späßen aufgelegt; voll guter Einfälle. Aber im Nu konnte dieſe gute Stimmung ſich in eine ſtürmiſche verwandeln.

Manchmal trank er auch einen böſen Wein.

Dann pflegte er ſehr ungemütlich zu werden ...

Digitized by Google

ie Betglocke läutet. Von reinen ſanften Lüften getragen, ſchwimmt ihr Schall über die Dächer des alten Städtchens. In den Häuſern und vor den Türen werden die Leute in ihrer Unterhaltung ſtumm; die Pfeife wird aus dem Mund gelegt. Man hört einige Augenblicke nur das Gemurmel des engliſchen Grußes. Man bleibt dann noch eine Weile im Plaudern. Aber das Glockenzeichen endigt den Tag der kleinen Leute. Es wird ſtill im Dorf.

Unter den alten Linden des Kirchenplatzes, in deren Dunkel der Tag ſchon früher ſtirbt, ſurren die Dämmerungsfalter hin und her; aber auch die Fledermäuſe, deren Berührung, wenn ſie Hand oder Wange ſtreifen, etwas Magiſches, Unheimliches hat. An einer Seite der Kirche liegen alte Gräber, deren Kreuze und Steine fahl durch den Abend ſchimmern. Gegenüber, an dem Hauſe des Apothekers, ein rötliches Licht, darunter ein Steinbild der Jungfrau Maria, bunt und golden bemalt. Eine Stiftung beſtimmt, daß hier allabendlich dieſes rote Licht zu leuchten hat. Die Straße hinab und hinauf ſieht man es, wie das ewige Lämpchen in der Kirche. In der Stille und dem allmählichen Dunkelwerden des Städtchens gewinnt dieſes Licht einen eigentümlichen Reiz. Wie das Zeugnis irgend einer alten dunkeln Geſchichte, ſchwerer Schuld, banger Sühne, wacht es über der Straße.

Zwei Kinder kommen Hand in Hand die Straße entlang. Der Knabe trägt einen Korb. Es iſt der kleine Roman. Er hat noch Hefe holen müſſen beim Bäcker-Kaſpar und Milch und Rahm beim Huſchle-Steffen. Denn morgen iſt Vaters Geburtstag, da wird im Hauſe der Frau Marie-Seph gebacken. Und des Knaben Herz hüpft bei dem Gedanken an den Gugelhopf, die Brezeln und Kränze: und des Feſtes Krönung: den Käſekuchen. Sorglich trägt er den Korb. Das kleine Mädchen neben ihm iſt ſeine neue Geſpielin, das Kind der Leute, die im zweiten Stock eingezogen ſind. Es iſt ein zierlich krauslockiges Geſchöpfchen mit mandelförmigen, blauen Augen und einem trotzigen Mund. In dieſem Augenblick merkt man nichts von ihrer ſonſtigen Lebhaftigkeit. Sie hat ihre kleine Hand feſt in die ſeine eingehakt.

Digitized by Google

Denn ihr iſt es ein wenig unheimlich, fremd, wie ſie hier noch iſt, jetzt in der Dämmerung, da bei der alten Kirche, wo unter den Linden ein ſo unergründliches Dunkel herrſcht und wo die Gräber ſo fahl herüberſehen. Und dann — das rote Licht.

„Du," fragt die Kleine zaghaft, „was bedeutet denn das?"

Auch ihm iſt immer ein wenig unheimlich vor dem Licht.

Aber er wirft ſich in die Bruſt und ſagt obenhin: „Mutter ſagt, es ſei eine fromme Stiftung noch von der Schwedenzeit her. Es ſieht recht merkwürdig aus, nicht?"

„Ja! In dieſer Gegend möcht' ich nicht wohnen!"

Und ſie blickt wieder ſchüchtern zu der Lampe auf und der Schmerzensmutter, deren Vergoldung ſchwach durch die ſchwerer und ſchwerer werdende Dämmerung glänzt.

Da ſtößt ſie plötzlich einen Schrei aus. Ihre ganze Geſtalt erbebt. Sie bleibt ſtehen, zitternd, unfähig weiterzugehen.

„Was iſt denn? Was haſt?" fragt Roman, der beinahe die Milch und den Rahm im Korb umgeſchüttet hätte. Er iſt ſelbſt erſchrocken.

„Es iſt ... es war ... da, in meinem Geſicht, wie eine Hand. Es hat mich geſtreift. Sicher ein Geiſt ..."

„Ei was! Ein Geiſt! So früh kommen die nicht! — Es war ſicher eine Fledermaus!

Aber trotz dieſer beruhigenden Worte beſchleunigt er ſeine Schritte. Denn es iſt beinahe Nacht. Als ſie aber in die Nähe des Vaterhauſes kommen, faßt er wieder Mut und gibt ſich ein ordentliches Anſehen.

„Hier im Städtchen gibt's nichts zum Gruſeln. Aber draußen auf dem Galgenberg geht ein Mann herum, der den Kopf unterm Arm hat ... und ein anderer mit dem Strick um den Hals ... Und an der Idſteiner Brücke, draußen beim Maiwald, da ſitzt nachts um zwölf Uhr ein feuriger Reiter auf einem feurigen Pferd. Wen der anguckt und er vergißt, ſchnell das Kreuz zu machen, der muß die ganze Nacht im Wald herumirren und findet ſich nimmer heim ... Und drunten in der Lehmgrube ..."

„Sei ſtill!" fleht angſtvoll die Kleine. „Sonſt träum' ich die ganze Nacht von dem Zeug!"

Da ſind ſie denn zu Haus. Der Laden iſt noch auf. Ein Mann

Digitized by Google

ſteht drinnen, der Zigarren gekauft hat und ſich bemüßigt fühlt, etliche Geſchichtchen zum beſten zu geben. Marie-Seph, müde vom Tag, hört geduldig zu. Der Eintritt der Kinder unterbricht ihn. Er begehrt noch eine Portion „Schick", Kautabak, von dem er ſich ein Priemchen ſogleich zu Gemüte führt; dann verläßt er ſchweren Schrittes den Laden.

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Ambros! Und vergeßt nicht's Wiederkommen!"

Draußen flüſtern Oleanderzweige im Nachtwind. Im Adler, einige Häuſer weiter unten, wird gekegelt. Der dumpfe Schall der Regelkugeln, wie ſie die Bahn hinaus- und durch das Geländer wieder hereinrollen, das hellere Zuſammenfallen und Klappern der Kegel kommt monoton durch die Nacht. Von weitem hört man den Pfiff der Eiſenbahn und das ferner und ferner verrauſchende Rollen des Zuges. Irgendwo wird Ziehharmonika geſpielt und geſungen. Von den Feldern her kommt ein wunderſam würziger kühler Geruch. Die Frau atmet auf, als ſie hinaustritt. Sie bleibt einen Augenblick in Sinnen verloren. Wie der Nachthauch in den Oleanderzweigen ſpielt! Ihr wird weich und wehe zumute. Als müſſe ſie in der Nacht ſuchen gehen nach etwas, das ſie nie gehabt hat. Aber das iſt nur einige Augenblicke. Dann legt ſie mit feſter Hand die eiſernen Läden vor, ſchließt die Ladentüre ab und beginnt, ihre Kaſſe zu machen. Sie zählt, rechnet, ſeufzt... Es will nicht mehr recht mit dem Geſchäft!

Um ſo froher iſt ſie, daß ſie den zweiten Stock vermietet hat. Und an ſo ordentliche Leute. Der Mann iſt Mechaniker und Werkmeiſter in der kleinen Maſchinenfabrik vor dem Städtchen draußen; und Frau Marie-Seph hat mit Vergnügen bemerkt, daß Karl Werner am Geſpräch mit dieſem einfachen, verſtändigen Mann Gefallen findet; ſo hat er doch eine Geſellſchaft, in der er ſich ausſprechen kann. Die Frau iſt zwar eine Preußin; ja ſogar aus dem Stock-Polackiſchen; aber ſtill und nett. Sie hängt mit abgöttiſcher Liebe an der kleinen Naſcha, wie ſie das Kind, polniſch abgekürzt für Anaſtaſia, nennt. Die Kleine iſt denn auch etwas verwöhnt und macht mit der Mutter was ſie will. Und Frau Marie-Seph denkt zuweilen darüber nach, ob die Kleine eine gute Geſellſchaft für ihren Knaben ſein möge.

Digitized by Google

Doch dann freut sie sich selbst an dem immer wechselnden Liebreiz des braunen Gesichtchens mit den krausen Locken und den hellen spielenden Augen. „Es wird ihm gut tun, das lebhafte Mädchen, meinem Träumer!“ meint sie für sich ...

In der Küche stehen die beiden Kinder und sehen den kleinen Kätzchen zu, welche die Katze kürzlich geworfen hat; den ganzen Tag hatten sie ihr Winseln und Jammern gehört. Als Roman die Milch aus dem Korb genommen hat, ist die alte schwarzgelbe Katze herbeigeschlichen, angelockt vom Milchgeruch. Die Magd hat ihr einen Teller gefüllt, und die Katze hat die kleinen Kätzchen, eins ums andere, mit den Zähnen am Wickel es packend, herbeigeschleppt. Da sitzen sie mit dummen Gesichtern und blinzeln ins Licht. Sie trinken recht ungeschickt und winseln dabei kläglich. Die Alte geht mit gekrümmtem Buckel um sie herum. Die Kinder können sich nicht satt sehen an dem Schauspiel.

Da kommt Naschas Mutter.

„Ins Bett! Es ist Zeit!“

„Nur noch ein Weilchen, Maminka!“

Nun tritt auch Frau Marie-Seph ein. Die beiden Frauen begrüßen sich. Ein auffallender Gegensatz. Frau Marie-Seph, straff in ihrer Haltung, mit ihren entschiedenen Gesichtszügen, in der ganzen Persönlichkeit der Mensch, der den Kampf mit dem Leben kämpft. Und dagegen die kleine graziöse Polin, weich in jeder Bewegung, kindlich in ihrer Art. Wenn Frau Marie-Seph sie ansieht, denkt sie oft: Armes Kind, wenn dir der erste rauhe Wind um die Nase bläst! Wie wird's dir gehen! So hat sie etwas Mütterlich-Freundliches mit der jungen Frau. Sie plaudern eine Weile. Naschas Mutter holt sich einige Ratschläge. Dann nimmt sie Nascha bei der Hand.

„Ach, Mama, nur ein bißchen noch! Sieh, nun trägt die alte Katze die Jungen in den Korb. Ne, wie das nett ist!“

Sie kann sich nur mit Mühe trennen. Ihr Herz ist ganz voll von den Katzen.

Als sie Roman Adieu sagt, fällt sie ihm plötzlich um den Hals und gibt ihm einen Kuß. Es ist ein Ausbruch ihres Gefühls, der mehr den Katzen als ihrem kleinen Freunde gilt. Dann springt sie vorauf. Die beiden Frauen lächeln sich an. Die eine fast etwas verlegen, Frau Marie-Seph entschuldigend.

Digitized by Google

Roman ſteht verdutzt. Er fühlt noch die weichen, vollen Lippen. Dann kommt es ihm plötzlich in den Sinn, daß ihn ſeine Freunde, wenn ſie das erführen, „Mädelsſchmecker“ nennen würden. Er wiſcht ſich eifrig die Lippen und iſt beinahe zornig. Was die für Manieren hat! Er beſchließt, ihr einige Tage aus dem Wege zu gehen ...

Sie wird ihn nicht mehr küſſen! Das weiß er ganz beſtimmt.

4.

Die Lindenbäume an der Kirche beginnen ſchon leiſe zu vergilben. Es iſt September. Und wenn man recht frühe erwacht und die Läden aufſtößt oder ins Feld hinausgeht, ſo atmet man einen kräftigen, etwas bitteren Geruch mit der Luft ein. Die Nebel brauen ſchon über den Wieſen. Die ſchaffen dem Laub und den Blumen und den Gräſern dieſen bitterlichen Geruch. Auf den Wieſen blühen die Zeitloſen auf und in den Hecken an den Höhen über dem Fluß, der in weitem Bogen das Städtchen umzieht, lachen die Haſelnüſſe, zu zweien und dreien an einem Stengel, aus dem Laub. Und wie lockend ſtehen die Nußbäume da und wie bunt wirken die Äpfel- und Birnbäume ihre Fruchtfarben in den gilbenden Anger! Nun ſollen noch heiße Tage kommen zu den Reifnächten, und die Bauern, die ihre Weinberge prüfend durchwandeln, werden ihre Freude haben an der Traubenleſe.

In der Schulſtube hat heute Romans Lehrer zum letzten Male die Geige angeſetzt, um die Schüler und Schülerinnen beim Singen zu begleiten und zu leiten. Von hellen Kinderſtimmen ſchallt es über den Kirchenplatz, daß die alten Linden aus ihren Sommerträumen aufwachen und die Vögel mit Schmettern einfallen:

Ich gehe durch einen grasgrünen Wald
Und höre die Vögelein ſingen.
Sie ſingen ſo jung, ſie ſingen ſo alt.
Die kleinen Vögelein in dem Wald,
Die hör' ich ſo gerne wohl ſingen.

Auf der Tafel ſteht eine weitläufige Addition und Subtraktion, von verſchiedenen Händen geſchrieben. Und daneben ein

Digitized by Google

Satz, deſſen mehrſilbige Wörter ſorgfältig mit Trennungszeichen verſehen ſind:

Der Maul·wurf iſt ein nütz·lich·es Tier; er fängt die En·ger·lin·ge.

Lebt wohl nun, Schultafel und Schulzimmer; leb wohl, du Schulgeruch; leb wohl, Geige des Lehrers; aber auch du, ſein Haſelſtöcklein!

Ferien!

Adieu, Herr Lehrer! Hundert Kinderhände, weiche und harte, mit den Spuren ſchon der Feldarbeit, drängen ſich herzu.

Der Herr Lehrer, ein alter, wohlwollender Mann mit einem vom Schnupftabak etwas gelben Bart, guten Augen und ſchalkhaften Fältlein um ſie herum, ſchüttelt jedem herzhaft die Hand:

„Adieu, Kinder! Bleibt geſund und brav! Und kommt recht arbeitsfroh wieder!“

Und hinunter und hinaus der Haufe aus dem Schulhaus, aus fünf Stuben zugleich. Mit Singen und Lachen über den Kirchplatz. Und die Mützen und Ranzen in die Höhe!

Hurra, Ferien!

O Ferienglück der Kinder! Freiheitsgefühl! Was ſoll man nur anfangen mit dieſer Freiheit! Wo zunächſt hin! Welches Spiel, welche Kurzweil beginnen, um das Bewußtſein ganz auszukoſten, daß man nun wochenlang zu einer Zeit ſpielen und faulenzen kann, da man ſonſt in der Schulſtube ſitzen und aufpaſſen muß?

Und ſelbſt die, welche mit hinaus aufs Feld müſſen, ſind lieber da bei der bäuerlichen Beſchäftigung, unter Gottes freiem Himmel, als in der dumpfen Schule.

Roman und Naſcha gehen nicht zuſammen nach Haus.

Er hält ſich ſeit jenem Abend von ihr zurück.

Sie merkt es und trotzt. Aber wenn ſie ihn von der Seite anſieht, gleitet ein heimliches, ſpitzbübiſches Lächeln über ihr Geſichtchen:

Du kommſt doch wieder!

Er bemerkt es und ärgert ſich. Was hat ſie ihn auszulachen?

Dennoch bekommt er einmal Gelegenheit, ihr Sympathiebeweiſe zu geben.

Die polniſch·preußiſche Sprechweiſe, das ganze Fremdartige

Digitized by Google

der kleinen Nascha haben ihr ein feindliches Gefühl bei der Kinderwelt des Städtchens eingetragen.

Einmal hat Roman gehört, wie ein Junge seiner Klasse sie „Schnapspolak" und „Preußenschicks" geschimpft hat, und konnte gerade noch den unhöflichen Angreifer verhindern, ihr den Schulranzen herunterzureißen. Sonst nicht gerade sehr streitlustig, hat er dem Jungen einige Püffe versetzt, der sich unter dem Rufe: „Mädlesschmecker" verzogen hat.

Aber als sie ihm danken will, sagt er kalt:

„Das hätt' ich anderen Mädchen auch getan."

Da hat Nascha ein noch trotzigeres Mündchen gezogen und ist heimgelaufen.

Sie hat die Tränen verschluckt, und erst als sie außer Sehweite war, hat sie in sich hineingeschluchzt.

Aber zu Hause hat sie nichts verraten von der Geschichte ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Roman ist mit zwei Freunden hinaufgegangen am neuen Gottesacker, dann durch Hopfenäcker hindurch, einen schmalen Weg. Sie wollen auf den Deichberg, Haselnüsse pflücken. Die sind jetzt reif. Sie gehen zwischen Roggenäckern, Weinbergen, Tabak- und Welschkornpflanzungen, unter alten Bäumen, von denen ohne große Gewissensbisse hie und da ein Apfel oder eine Birne „gebengelt" wird. Da ist der Deichberg; wohl an die achtzig Meter unter ihm der Fluß, der hier eingedämmt über ein Wehr rauscht. An den ziemlich steil abfallenden lehmigen Hängen wachsen die Haselnußbüsche in üppiger Fülle.

Romans Freunde sind dafür, gleich ans Pflücken zu gehen. Jeder, auch Roman, hat ein leinen Säcklein mitgebracht. Unter Jauchzen und Singen geht es an die Ernte. Zuweilen halten die Pflückenden wohl auch inne, um sich nach dem Spruch: dem Ochsen, der da drischt, soll man nicht das Maul verbinden, von der Trefflichkeit der heurigen Frucht zu überzeugen. Roman schaut zuweilen auch hinaus in die Ebene und nach den Bergen, auf denen eine goldige Mittagsonne lacht. Das Herz weitet sich ihm, wird ihm auch nicht voll bewußt die Schönheit, die er vor sich sieht. Die blauen, blauen Berge! Die Rebdörfchen an ihrem Fuß. Die Kapellen und Kirchen. Die Steinbrüche und die Tannenwälder, hoch hinauf. Dazwischen verstreut einsame Höfe.

Digitized by Google

Und drunten die Ebene grüßt herauf. Weiter am Fluß hinunter die alte Hanfstampfe, deren regelmäßiges Geräusch durch den Septembertag herauftönt: Ping-Pang, ein vertrautes, ein trauliches Geräusch. Kleine Pappel- und Birkenwäldchen am Fluß entlang und als Umrahmungen der Hanfweiher, in denen der Hanf gewässert wird, um dann später unter die Stampfe zu kommen. Dann die ersten Gärten des Städtchens, der alte Wallgraben, das Tor mit seinem buntgemalten Turm. Mehr kann Roman von dem Ort nicht sehen. Sein Blick schweift weiter hinaus. In der Ebene liegt ein großer Wald, den die Bahn durchschneidet; es ist der Maiwald, gemeinsames Eigentum der Bürger von Betzhausen. Ein einzelner Baum ragt mächtig darüber hinaus, die große Buche. Weiterhin im Duft ein silbernes Band, der Rhein, und darüber Türme einer alten Kathedrale, stolz in den weißlich-blauen Himmel aufsteigend ... Jenseits die blauen Linien der Vogesen ...

O Heimat! Wiege des Daseins! Umstanden von den lieblichsten Erinnerungen, bewacht von den freundlichsten Genien der Lebensunerfahrenheit, der Kinderempfindung! Roman fühlt einen Schauer sein Herz durchbeben, ein heißes, jähes Gefühl steigt in ihm auf. Eine Glückseligkeit, ihm nicht recht faßbar ... Er möchte zum Himmel hinaufjauchzen, zum Gebirge hinüber, zur weiten Ebene hinab. Fühlt er auch, daß er nie mehr so glücklich werden wird, wie in diesen Jahren?

... Man hört nun auf, Nüsse zu pflücken. Die Säckchen sind stramm und voll. Und man wirft sich unter einem alten Nußbaum ins Gras, um von der Arbeit zu verschnaufen und das sehr hastig eingenommene Mittagessen zu verdauen.

Der eine der Freunde, Ludwig Klingel, bereits zwölfjährig, mit einem scharfgeschnittenen überlegenen Gesicht, blondem Lockenhaar, hellen blauen Augen und einem schmalen spöttischen Mund, zieht sich einen Grashalm durch die Zähne und meint: es wäre nicht übel, jetzt eins zu rauchen. Er gehört wie der andere Freund einer weit höheren Klasse an; geht aber doch mit Roman, da er etwas Besonderes bei ihm entdeckt hat. Für Roman ist er ein Gegenstand großer Hochachtung. Sein Vater ist Steueraufseher, aber einigermaßen begütert; der Sohn kann darum auch Lateinstunden und Französisch beim Vikar nehmen.

Digitized by Google

Er hat schon Schiller und Uhland gelesen. So erscheint es Roman nicht unangebracht, daß Ludwig auch raucht. Und in dieser Voraussicht hat er den Zigaretten von Mutters Zigarrenkasten einen Besuch abgestattet und bietet nun eine Hand voll dem Freunde an. Eine Handlung, bei der Freundschaft und Gewissen miteinander gekämpft haben. Der steckt sich gleichmütig eine zwischen die Zähne und ebenso tut Adam Huschle, der Sohn des reichen Huschle-Steffen, der sich den beiden Bürgersöhnen angeschlossen hat aus Trieb zum Höheren. Er schaut aus klugen Augen in die Welt. In seinen derben, sommersprossigen Zügen liegt der Trieb, mehr zu werden, als der Vater war. Während Ludwig mit weltmännischer Eleganz raucht, den Dampf durch die Nase zieht und Ringe pafft, handhabt Adam die Zigarette recht ungeschickt. Roman raucht gar nicht; er traut sich nicht. Und er hat auch Angst vor der Mutter. Wenn sie röche, daß er geraucht hat, es würde sie sehr betrüben.

Es ist heiß geworden. Eine schwere von Gerüchen aller Art geschwängerte Schwüle liegt in der Luft. Die drei sprechen eine Weile nichts. Dann macht Ludwig den Vorschlag, hinunter nach Erbach zu gehen und dort ein Glas Bier zu trinken. Er spendiere es. Roman wagt nicht, dagegen zu sprechen, obgleich er sehr ungern Bier trinkt. Er hat sich überhaupt den Nachmittag anders vorgestellt. Drunten in der Sandgrube und drüben am Boschenberg hätte er gerne mit Ludwig botanisiert. Auch gab es da so schöne Schmetterlinge ... Aber sein Freund hatte heute wohl keine Lust, und er wagte nicht, zu fragen. Adam nickt zustimmend und geschmeichelt. Da sieht Adam einige Spatzen in dem nahen Welschkornfeld. Er holt eine Schleuder hervor, die er mit außerordentlicher Geschicklichkeit handhabt. Ein Spatz ist das Opfer. Wenn man noch einen hätte, könnte man sich da im Freien einen Vogelbraten herrichten; o das wäre fein! Aber man hat noch mehr Glück. Ein Schwarm von Tauben fällt in das benachbarte Maisfeld.

„Soll ich?" flüstert Adam.

Ludwig nickt, während Roman mit Herzklopfen der Wilderei des Freundes zusieht. Der Stein fliegt. Die Tauben schwirren auf. Aber eine sinkt mit lahmen Flügeln zurück. Adam mit ein paar Schritten, hat sie aufgehoben; sie wehrt sich ängstlich. Wie

Digitized by Google

die anderen das niedliche Tier in seiner Todesangst sehen, werden sie ernst. Roman zittert. Adam hat nun für ihn etwas Rohes, und in seinem verlegenen Lachen etwas Widerwärtiges.

Nach einem Stillschweigen sagt Adam mit rauher Stimme:

„Was fangen wir mit dem Vieh an? Futsch ist es jetzt doch. Ich dreh' ihm die Gurgel rum und dann braten wir es mit dem Spatz zusammen."

Ludwig gibt wiederum mit Nicken seine Zustimmung zu erkennen. Roman aber steht auf. Er kann das Schlachten des unruhig flatternden Tierchens nicht mit ansehen.

„Wo willst du hin?"

„Ich ... ich muß jetzt heim. Vater will noch einen Spaziergang mit mir machen."

Indem Roman Adieu sagt, fühlt er, daß die beiden anderen ihn jetzt recht verachten. Aber er geht; er kann nicht bleiben.

Als er den Hang hinuntergegangen ist, sagt Ludwig:

„Ein rechtes Mammeleskind, das!"

Aber als Adam selbstgefällig lacht, während er der Taube mit seinem Taschenmesser den Hals abschneidet, fügt er hinzu:

„Aber er hat etwas, das ich lieb habe. Und du, Dummerjan, hast gar nichts davon!"

Adam lacht wieder. Er entgegnet nichts. Er rupft kunstgerecht Taube und Spatz. Ein widerwillig brennendes Feuer wird angemacht, und die Vögel werden gebraten, am Taschenmesser Adams.

Ludwig speist mit der Miene eines indischen Maharadschah, den sein Vasall bedient.

Digitized by Google

Bei Kindern mit tieferem oder träumerischem Denken kann die Gefahr, bei ihren Handlungen in den Motiven mißverstanden zu werden, oft sehr folgenreich für ihren Entwickelungsgang werden. Sie leben in ihrer eigenen Welt und handeln, wie diese es ihnen eingibt. So geraten sie nur zu oft in Widerspruch mit dem schnurgeraden Denken der Allgemeinheit und sehen sich aller möglichen Böswilligkeit beschuldigt. Sie fühlen, daß vieles, was sie fehlerhaft getan haben, einer ihnen löblich scheinenden Anregung ihres Innern entsprungen ist. Und nun sehen sie sich gerügt und gestraft und mit demselben Maß gemessen, wie irgendein oberflächlicher anderer. So ziehen sie sich gekränkt in sich zurück. Sie werden scheu, zurückhaltend — und werden nun für trotzig verzollt; oder gar für tückisch, störrisch und hochmütig. Schon manche treffliche Anlage ist so im Keime verkümmert worden oder hat erst nach Jahren harter Lebensschule sich entfalten können.

Auch für Roman sollte dieses Mißverstandenwerden in späteren Jahren noch manchen bösen Tag bringen. Jetzt, in diesen Kinder- und Knabenjahren, behütet von einer sorglichen, verständigen Mutter, hatte er wenig zu leiden. Daß er träumerisch war, gern und viel las, zufolge dessen weniger günstige Noten nach Hause brachte, wollte der Vater ihm nicht recht verzeihen. Wenn er aber ab und zu seine Lehrer sprach, die alle der Meinung waren: es würde einmal etwas aus ihm werden; wenn sie ihm sagten, wie er sie oft durch seine Fragen oder Antworten in Erstaunen setze, fühlte er doch einen heimlichen Stolz, den er sich zwar nicht merken ließ. Auch war er schon deshalb geneigt, ihm nachzusehen, weil Roman, der jüngstgeborene und einzig von den Brüdern am Leben gebliebene, schwächlicher und zarter Natur war. Er war geboren worden nach jener Krankheit des Vaters, und der fürchtete manchmal, daß er davon etwas abbekommen haben möchte. Dann behandelte er ihn mit einer rauhen Zärtlichkeit ... Die Mutter aber war seine eigentliche Erzieherin. Im ganzen war der Kinder- und Knabenhimmel Romans von seinen Eltern nicht getrübt worden; nur wenn der Vater zuweilen hart gegen die Mutter war oder sie kleinlich

Digitized by Google

quälte mit Vorwürfen oder mit seinen Pedanterien und Schrullen, und sie alles mit geduldiger Klugheit hinnahm, dann ging es wie ein Riß durch sein Wesen. Es wallte eine leidenschaftliche Parteinahme für die Mutter in ihm auf. Ja, als er sie nach raschem Weggang des Vaters einmal mit ganz schneebleichen Lippen in Tränen traf, rief er aus: er wolle es Vater schon sagen, daß er unrecht habe, die Mutter so zu quälen. Die bedeutete ihn erschrocken...

Von den üblichen Kinder- und Knabenstreichen beging auch er einige. Einmal nahm er Geld aus der Ladenkasse, um einem Bettelkinde, das er auf dem Schulwege getroffen hatte, Weck und Wurst zu kaufen. Ein andermal nahm er Geld, um sich den Eintritt in eine Menagerie im benachbarten Städtchen zu verschaffen. Es waren keine niedrigen Motive gewesen, welche ihn hier geleitet hatten. Den folgenreichsten Streich hatte seine lebhafte Phantasie und seine Freude am Abenteuerlichen, Ungewöhnlichen auf dem Gewissen. Es war nicht eigentlich hinterhältisch gegen die Eltern, daß er sich hierbei mit einem Geheimnis umgab. Jeder andere Mitwisser als die hierzu bestimmten schien ihm den Blütenschmelz der Romantik seines Vorhabens zu zerstören.

Man hatte wohl schon des öfteren Theater gespielt: Faust, Griseldis, den bayerischen Hiesel. Der Huschle-Steffen hatte dazu eine prächtige Galerie über dem Hof längs des Hauses, die einen guten Zuschauerraum und mit Hilfe alter geblumter Bettvorhänge und großer Kisten eine wohlansehnliche Bühne abgab. Nur war sie am anderen Ende durch eine sehr morsche Bretterwand abgeschlossen, was zur Folge hatte, daß des Huschle-Steffens Kindermädchen, die rote Vren, das jüngste Kind auf dem Schoß, bei einer besonders spannenden Szene mit dem Stuhl heftig nach hinten rückte und mitsamt dem Kind durchbrach und hinunterfiel; glücklicherweise auf den sehr umfangreichen Mist, so daß keines von beiden sich Schaden tat. Dennoch verlor man für eine Weile die Lust am Theaterspielen.

Was Roman nach diesem ausgesonnen hatte, war neu. An einem Sonntag im Oktober, da Vater und Mutter über Land zu einer Beerdigung gefahren waren und auch der Werkmeister mit Frau und Kind in einen benachbarten Ort zur Weinlese ge-

Digitized by Google

gangen war, kamen Ludwig Klingel und Adam Huſchle zu Roman. Jeder hatte drei mächtige Melonenköpfe mitgebracht. Auch Roman hatte deren zweie. Sogleich nun ging es an ein Schnitzeln und nach kurzem waren acht prächtige Totenköpfe hergeſtellt. In jeden ward ein ſogenanntes Groſchenlicht, auch „Schandlicht" genannt (von chandelle), geſteckt, und dann ſtieg man in das Häuschen an der Mauer empor. Die Lichter wurden angezündet, die Läden geſchloſſen, die Jungen ſetzten ſich auf den Boden und genoſſen den eigentümlichen Effekt, den die von innen beleuchteten Melonenköpfe mit ihren Totenfratzen hervorbrachten. Roman beſonders fühlte eine ſchauerliche Erhobenheit. Er konnte ſich in die Zeiten der heiligen Feme träumen oder in die Katakomben, von denen er neulich in der „Gartenlaube" geleſen hatte; er konnte denken, daß die Totenköpfe der Märtyrer und Heiligen plötzlich anfangen, von innen zu glühen. Wie beängſtigend ſchön das war! Man hörte eine Weile kein Geräuſch als den Atem der Jungen.

Endlich ſagte Ludwig, dem die Sache langweilig wurde:

„Na, nun los, was wißt ihr für Räuber-, Spuk- und Mordgeſchichten, die einen ordentlich gruſeln machen können? Du, Adam Huſchle, Bauernſohn, mußt ja den ganzen Hirnkaſten davon voll haben!"

Adam Huſchle räuſpert ſich und beſinnt ſich; er will einen Witz machen, um das Unbehagen zu vertreiben, das ſich ſeiner bemächtigt hat. Denn er hat eben an den verrückten Kappentoni denken müſſen, der hier ſein Ende gefunden hat. Wenn der nun plötzlich leibhaftig unter ihnen erſchiene und ihnen den Kragen herumdrehte! Er fühlt, wie ſich ſeine Haare ſträuben. Und er beginnt, mit rauher, ſtockender Stimme, was Roman nicht entgeht, der ſeinerſeits nur noch mehr in nervöſe Empfänglichkeit gerät:

„Wißt ihr vielleicht das von der Lehener Brücke?"

„Beim Galgenberg?"

„Ja!"

„Nein, ich weiß nichts... Erzähl' doch!"

„Da erſcheint jede Nacht eine goldene Katze, ganz von glühendem Gold. Und einen ungeheuren Schwanz hat ſie. So groß, daß er ihr in den Bach hinunterhängt. Die geht nachts um zwölf

Digitized by Google

Uhr dreimal um die Brücke herum, von einem Geländer auf das andere. Und dabei hat sie eine feurige Zigarre im Maul ..."

Es ist einen Augenblick Stille. Dann sagt Ludwig lakonisch:

„Huschle, du bist ein Simpach!"

Dann fährt er fort:

„Nun will ich einmal etwas erzählen. Ich hab' einen Bruder gehabt, der hat ein Mädel gekannt, na, ein nettes kleines Mädel von neun oder zehn Jahren. Mit dem hat er gern gespielt. Sie hat Klotilde geheißen. Diese Klotilde wird krank und stirbt. Mein Bruder ganz weg. Er hat des Nachts nicht geschlafen und ist ganz abgekommen. Was man machen soll? fragt der Vater den Arzt. Der hat Pulver verschrieben, die nichts genützt haben. Es wurd' so arg, daß er bei Tag nicht mehr allein in die oberen Zimmer gehen wollt', wo er immer mit ihr auf der Nußbühne und im Gang gespielt hat. Sagt immer, sie tät' ihn mit der Hand streicheln und sie stünde auf einmal oben an der Bodentüre. Na, es war arg. Da kommt unser früherer Knecht, der Dominik, auf den Einfall: er zieht sich abends zwischen Tag und Dunkel ein weißes Hemd an und wartet, bis mein Bruder an der Treppe unten vorbeigeht. Er will ihn dann erschrecken, als ob er die Klotild' wäre, und ihm dann sofort zeigen, daß er der Dominik ist, und daß es gar keine Gespenster gibt. Gut, er paßt meinen Bruder ab und ruft dann mit verstellter Stimme herunter: Ich bin die Klotild'. Der, die Erscheinung sehen und in Krämpfe fallen, war eins. Ist nicht mehr zu Verstand gekommen und war nach vier Tagen eine Leiche ... Die Leut' sagten nachher, die Klotild' hab' ihren Kameraden geholt ... So, da habt ihr eine wahre Gespenstergeschichte!"

Stille. Roman atmet tief auf.

Nun will sich aber Adam Huschle auch nicht länger als einen „Simpach" anschauen lassen, und er beginnt zu erzählen:

„Mein Großvater, der Huschle-Toni, hat einen Metzger gekannt, drüben in Moosreith, das war ein wüster, jähzorniger Mensch. Der hat halt immer geflucht und geschworen, und unterm Teufel und seiner Großmutter ist's gar nicht abgegangen. Da war er einmal auf dem Gäu, Vieh holen, und hat gehörig geladen. Flucht und schimpft mit den Gäulen, daß es eine Art

Digitized by Google

hat, ſchlägt auf ſie los und fährt ſo heim, ſo um die Betglockzeit herum. Da, in Gallenbach, dem letzten Ort vor Moosreith, rufen ſie ihm aus der Traube: Komm rauf, Seppel! Ein friſch Faß iſt angeſchlagen. Du ſollſt umſonſt trinken, ſoviel du willſt, aber mußt mit deinem Gaul die Trepp' herauf! Und dabei lachen ſie und halten die Gläſer heraus. Der Metzger, der wohl gemerkt hat, daß ſie ihm einen Spott antun wollen, ſpannt alſo ſeinen Gaul aus, es war ein Scheck, — und ein guter Reiter, wie er war, er hat bei den Hulanen gedient — reitet er die Trepp' hinauf. Alles war ſtill zuerſt... Er bindet den Gaul oben an den Pfoſten — und daß ſie danach mächtig getönt (gezecht) haben, das dürft ihr glauben. Endlich da will er wieder herunter; aber der Gaul nicht. Er ſchreit ihn an; geht nicht, vielleicht weil's ſchon dunkel war. Kurz, jetzt flucht er: In Himmelheiligdonnerwetters Namen... Alle Teufel... Und nun tappt der Gaul vorſichtig hinunter. Der Metzger ſpannt ein und davon. Hat aber nicht geſehen, wie hinterm Nußbaum bei der Kapell' vor dem Dorf Einer in einem ſchwarzen Wams geſtanden iſt, ſeinen Namen genannt und ein Zeichen gemacht hat... Er kommt alſo heim, ißt zu Nacht, und dann geht er in den Stall nach den Pferden ſehen. Er hat das Futtermaß in der Hand und will den Hafer aufſchütten. Da ſieht er auf einmal: da ſteht er ſelbſt leibhaftig an der Wand, das Futtermaß in der Hand und lacht. Er reibt ſich die Augen; das Ding geht nicht weg. Er will darauf zu; kann aber nicht; kann nicht Arm und Bein regen. Und ſieht immer ſich ſelbſt und lachen... Wie er hinausgekommen iſt, wußt' er hernach nimmer. Hat die Sach' erzählt und ſich ins Bett gelegt — war in drei Tagen hin...

„Na, gefällt euch die Geſchicht'?"

Ludwig Klingel brummt etwas. Roman erwidert nichts. Ein etwas zu kurzes Licht geht aus und verliſcht langſam. Das zuckende bläuliche Licht, verlöſchend und dann wieder aufflackernd, paßt zu dem Ganzen. Es ſieht aus wie eine verlöſchende arme Seele...

Huſchle, ſtolz auf ſeinen Erfolg, fängt wieder an:

„So iſt's auch einer Frau in Bodelsheim gegangen. Vierzehn Tag' vor ihrem Tod hat ſie ſich ſelbſt die Trepp' herunter kommen ſehen; am Lichtmeßtag, wie's grad gebuſpert hat (in der

Digitized by Google

Dämmerung). Sie ist grad von einem Seelenamt gekommen und hat eine achteckige gefranzte Schal' (Umhangtuch) angehabt und ein Gebetbuch in der Hand... und genau so hat das Gespenst ausgesehen... 's ist was Merkwürdiges mit den Sachen... Aber wißt ihr das drüben von der Mergelgrube bei Erbach, wo früher das Kloster gestanden hat? Da ist dem Wildemannwirt ein Mönch in einer Kutte begegnet. Im selben Augenblick kann der Wirt nicht weiter mit seinen Pferden. Die Viecher schaudern, bäumen sich, zittern, stehen wie ein Mäuerlein. Der Pfaff kommt langsam näher, dem Wirt gefriert das Herz im Leib. Hinten in der Lehmgrube leuchten Fenster, wie in einem Haus... und sie fangen an, dort zu singen, ganz tief und schauerlich. Und der Mönch hat Augen ganz weiß und in der Mitte rot, schrecklich anzuschauen... Da ruft der Wirt mit klappernden Zähnen: Helf' mir Gott! und der Spuk war vorbei... Und noch eine Geschicht' von einer Nonne weiß ich von Lustheim. Dort, wißt ihr, liegt ein Weiher; wir haben schon dort botanisiert. Es ist nicht sehr geheuer da, wenn es dämmerig wird und Nacht. Da kommt der Hausierer-Jud von Moosreith des Abends vorbei und überzählt in Gedanken, was er hat gemacht for Perzentcher. Hört er da ein Gewimmer, wie er aufguckt, was sieht er: eine Nonne. Die steigt aus dem Weiher ans Land und geht ihm stöhnend entgegen. Und grad vor ihm — er hat auch nicht mehr weiter gekonnt — nimmt sie ihr Herz aus der Brust..."

In diesem Augenblick tut es einen Krach. Die Kiste, auf der die Melonenköpfe aufgestellt waren zu einem gespensterhaften Konzilium, war über eine andere heruntergerutscht. Die Lichter erloschen zum Teil, andere qualmten unruhig weiter. Adam und Roman hatten unwillkürlich aufgeschrien...

Da löschte Ludwig, der Überlegene, boshaft die Lichter völlig aus. Es war tiefes Dunkel. In dem engen Raum, der zudem durch die Magazinkisten etwas Stickiges bekam, ein unheimlich Brütendes. Die erzählten Geschichten schienen noch darin lebendig zu sein...

„Was meint ihr," sagte Ludwig Klingel, „wenn jetzt der Kappentoni hereinträte mit dem Fernrohr in der Hand..."

„Sei still!" wehrte angstvoll Adam Huschle.

Und lausch: in diesem Augenblicke hörte man schlürfende

Digitized by Google

Tritte. Totenstille ... Die Türe geht auf ... Außen Dämmerung.

Frau Marie-Seph steht in der Tür ... noch im schwarzen Seidenkleid ...

„Wir haben uns Geschichten erzählt ..." erklärt Roman.

Frau Marie-Seph schüttelt den Kopf. Aber sie sagt nichts weiter. Sie schließt die Tür des Gartenhauses ab, als die Knaben draußen sind. Und sie sieht nicht, daß in einem Melonenkopf ein Licht weiterglimmt —

Aus dem weichen Oktobertag ist nachts ein wilder Föhn erwacht. Er heult um das Städtchen herum, klappert mit den Wetterfahnen und Ziegeln. Er saust durch die Gassen und klopft an die Fenster. Er rüttelt an den Läden. Mit wütenden Stößen fährt er an die Häuser. Bald weint er wie ein Kind. Bald brüllt er mit tausend Stimmen verdammter Seelen. Ein Wetter zieht auf, mit unaufhörlichem Leuchten den Horizont erfüllend. Die Leute gehen in den Häusern herum, ob irgendwo ein Feuer heimlich glimmt.

In dem Wernerschen Hause ist noch Licht. Karl Werner sitzt über einen Plan gebückt, den er sich vom Arbeitszimmer heruntergeholt hat. Trotzdem er schon ein wenig müde ist vom reichlichen Klingelberger Wein, will er noch schaffen. Zuweilen hat er erst dann seine Ideen ...

Frau Marie-Seph hat im Hause nachgesehen; ihr liegt etwas in den Knochen. Sie weiß nicht was. Ahnung ... Angst ... Der Sturm heult in wilden Stößen durch die Straßen. Die Türen und Läden klappern im Chorus mit.

„Mann, komm jetzt auch zu Bett!" bittet sie, im Nachtkleid eintretend.

Er brummt etwas. Sie wagt es nicht, ihn zu stören. Langsam geht sie ins Schlafgemach. Dort wälzt sich der kleine Roman ruhelos in den Kissen.

„Mutter!"

Marie-Seph tritt zu ihm. Er hat heiß.

„Was ist das mit dir, Bub? Ihr müßt Geschichten erzählen im Dunkeln!"

„Mutter, glaubst du, daß man sich selbst sehen kann? Als Geist?"

Digitized by Google

„Behüt' uns Gott, Schätzchen, was hast du für Gedanken? — Schlaf jetzt schön!"

„Geht Papa auch zu Bett?"

„Er hat noch keinen Schlaf!"

Die Minuten schwingen mit schweren Fittichen durch das Schlafzimmer.

Karl Werner steht auf im Wohnzimmer und geht hin und her. Der Sturm hat für einige Augenblicke nachgelassen. Aber es gewittert.

Er sieht auf einmal hinaus.

Ist es ein Blitz? Das Gartenhäuschen an der Mauer leuchtet.

Und jetzt, ein Windstoß. Eine Flamme hoch, wie ein Schuß, fährt heraus.

„Frau, es brennt!"

Marie-Seph heraus, im Hemd ans Fenster.

„Jesus Maria, die Kinder haben's angestellt ..."

Karl Werner ist schon hinaus. Frau Marie-Seph wirft das Notdürftigste um und stürmt ihm nach. Sie hat dem Mechaniker geläutet. Der kommt in den Hosen und Pantoffeln. Schon stehen Werner und der Werkmeister oben an der Mauer. Sie haben Äxte und schlagen in das brennende Zeug hinein ... Sie schlagen es kurz und klein. Da facht ein Windstoß es auf und trägt die Funken auf die Dächer und Scheuern.

Und die Frau des Werkmeisters gellt heraus zum Fenster:

„Feuer! Hilfe!"

Und eine zitternde Mädchenstimme schrillt dazwischen:

„Feuer! Hilfe! Der Papa verbrennt!"

Es wird lebhaft in der Umgebung und im Dorf. Rennen, Schreien, Feuerhörner ...

Der kleine Roman ist mechanisch in die Hosen geschlüpft. Er befindet sich in einer Art von Lähmung. Er sieht hinaus in das brennende Gartenhäuschen, sieht seinen Vater mit dem Feuer kämpfen, hört die Leute rennen und durch die Einfahrt kommen ...

Seine Schuld! Seine Sündenschuld!

So durchfährt es ihn.

Er hat die Eltern belogen; die Zusammenkunft ihnen verheimlicht. Und darum wird das Haus, das Dorf niederbrennen.

Er iſt ein Brandſtifter. Die Gendarmen werden ihn holen. Im Zuchthaus wird er ſitzen, zu der Eltern Schande ...

Da fühlt er, wie eine Fauſt ihn packt und vorwärts reißt. Eine gebieteriſche Macht.

Zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab, durch die Leute hindurch. Alles rennt durcheinander. Niemand hat ihn acht. Wie vom Sturm getragen eilt er fort. Eine Gaſſe durch. Den Hügel hinauf. Er ſpürt nicht den Regen, der jetzt fällt. Merkt nicht, daß der Sturm aufhört. Weiter ... weiter ... dem Deichberg zu. Dort will er ſich in den Haſelnußbüſchen verſtecken. Horch, jetzt fangen die Glocken an. Wie ſie dröhnen durch die Nacht! Er keucht weiter und wagt nicht, zurückzuſehen. Das Dorf ſteht ja in Flammen und dieſe Glocken! Sie laufen ihm nach!... Wohin entfliehen? Da fällt ihm ein: ſie werden den Vater und die Mutter einſperren, weil ſie verantwortlich ſind; das Herz will ihm zerſpringen bei dem Gedanken. Und doch iſt er zu feig, umzukehren und ſich anzugeben ... Er ſieht verſtört um ſich. Da iſt die Lehmgrube mit dem geſpenſtigen Mönch. Und dort kommt die Nonne und tut ihr Herz heraus. Und da — da ſieht er ſich ſelbſt ... mit Ketten beladen ſich entgegenkommen ...

Er greift nach ſeinem Herzen. Mit einem Schrei ſchlägt er auf den feuchten Boden.

6.

Hitze ſchwingt und flimmert über den Feldern. eine gähe Julihitze. Die Berge verſchwimmen in weißlichem Duft; als ob ſie einen Schleier über ſich gezogen hätten. Die kleinen Pappelwäldchen an den Hanfweihern liegen da wie in ſich verſunken, wie trunken vor Müdigkeit. Die Birken am Fluß ſcheinen mit überhängenden Zweigen, an denen ſich kein kleinſtes Blättchen bewegt, nach der Flut da unten zu ſchmachten. Die ſelbſt ſchleicht zwiſchen breiten Inſeln von Geröll und Kies ſaumſelig dahin, wie ein Wanderer, der früh am Morgen friſch aus den Bergen zog und am ſpäten Nachmittag nun verdroſſen und müde dahinſchlendert. Die Fiſche ſtehen ſtill über dem warmen Grund; nur zuweilen flirren ſie mit blitzartigem Huſchen hin und her.

Digitized by Google

An den Weidenbüschen des Ufers tanzen berauschte Libellen im grellen Silberlicht. Und über und in den Wiesen, welch ein Leben! Diese kleine und kleinste Tierwelt ist durch die Hitze, welche die andere Welt bedrückt, in einen förmlichen Taumel geraten. Die Grillen zirpen und lärmen um die Wette; man könnte meinen, sie wollten auch die letzte Vogelstimme, welche sich träge erhebt, zum Verstummen bringen. Eine zierliche Maus huscht wie der Wind über den Boden. Flinke glänzende Eidechsen sonnen sich oder flitzen hin und her im Sonnenspiel. Die Laufkäfer in ihrem grünblitzenden Gewand, die eifrigen scheuen Totengräber, die Ameisen, die ganze unzählbare Krabbelware einer Wiese im Hochsommer rennt und purzelt durcheinander und übereinander, wie die Bewohner einer Großstadt, jedes sehr wichtig mit seinen Geschäften, als gälte es das Heil der ganzen Welt, möglichst schnell von einem Grashalm zum andern zu kommen. Bienen fliegen mit bedachtsamer Geschäftigkeit. Bremsen schwirren. Die kleinen nadelspitzen Mücklein tanzen zu Hunderten im Licht des Sommertags; auf und ab, auf und ab ihre Liebestänze... Am Waldrand erscheint ein Reh und äugt hinaus in den schwerschwülen Sommertag. Dann kehrt es wieder zurück zu seinem Schilflager am Bach.

An einem solchen Tag im Felde schaffen, wenn die Erde die Hitze ausströmt wie ein brünstig Weib seine Begierde und der Himmel darüber wie ein glühendes Dach lastet — das ist selbst für harte Bauernnaturen „kein Schleck", wie man dortzulande sagt. An einem solchen Tag ist die Hälfte der Bewohner Betzhausens mit Rechen und Heugabeln, mit Pferden und Wagen ausgezogen, das erste Heu zu holen. Sie schaffen, Männer, Weiber und Halbwüchsige, im Sonnenbrand; sie erfüllen das alte Wort: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Die Männer in farbigen Baumwollhemden; zuweilen auch in grobem Leinen; nur mit Hosen bekleidet. Die kräftige haarige Brust von Schweißtropfen bedeckt. Breitkrempige Strohhüte beschatten die braunroten sonnenverbrannten Gesichter. Die Weiber sind nicht viel reichhaltiger bekleidet; über den Kopf haben sie große Tücher gebunden. Die Gäule vor dem Wagen stampfen, schütteln sich, runzeln wie mit einem plötzlichen Schauder die glänzende braune oder graue Haut; sie schlagen mit dem

Digitized by Google

Schweif und zuweilen wiehern sie ungeduldig auf. Die Bremsen machen ihnen das Leben schwer. Im Sonnenbrodem stehen sie, ihren Peinigern preisgegeben. Und wenig nützt es, daß die kleinen Jungen und Mädchen mit abgebrochenen Zweigen die Bremsen verjagen. Fliegt eine fort, so sind fünf andere da. Die Hitze hat die Pferdemücken rein toll gemacht. Da und dort fließt Blut aus den Stichwunden.

Bei einem mächtigen Kirschbaum, der, längst seiner Früchte beraubt, nun wenigstens Schatten spendet, hält das stattliche Gespann aus der Seifensiederei. Zwei mächtige Falben. Sie sind eben angekommen. Der Knecht hat sich sogleich an die Arbeit gemacht. Neben den Gäulen steht ein schmächtig gebauter Junge, in einem Leinwandkleid, ein städtisches Strohhütchen auf dem Kopf. Die schwarzen Haare sind ziemlich kurz geschoren. Das Gesicht ist mit Sommerflecken bedeckt. Besonders die schon etwas zur Krümmung neigende Nase. Er handhabt mit Eifer seinen Kirschbaumzweig, um die Bremsen zu verscheuchen, die sich auf diese Neuankömmlinge mit verdoppelter Wut stürzen. Nebenan, wo ein Wässerungsgraben unter Sumpfkraut und von Froschlaich überdeckt, von Wasserspinnen hastig durchrudert, ein beschauliches Dasein hat, sitzt ein kleines Mädchen. Sie beißt von einem Butterbrot herunter und zeigt dabei ihre weißen Zähne, scharf und klein wie die einer Maus. Ihr braunes Gesichtchen lacht von Frische und froher Gesundheit. Ein großer Strohhut mit Gänseblumen deckt das krause braune Haar, das übermütig unter dem Hut hervorquillt. Sie ißt und schaut dabei dem Spiel der Wasserspinnen zu. Plötzlich ruft sie mit heller Stimme:

„Roman, schau! Was ist das für ein Tier?"

Roman nähert sich dem Wasser und guckt hinein.

„Das ist ein Salamander; sogar ein Feuersalamander. Wenn wir ein Glas da hätten, könnten wir ihn mit nach Hause nehmen. Da ... jetzt verschlüpft er sich. Dumm! Ich hätte ihn gern dem Lehrer gezeigt ..."

„Komm, setz dich ein bißchen da her ..."

„Geht nicht! Wenn der Xaver kommt, dann schilt er, daß ich die Bremmen nicht wehre. Die Gäul' sind ganz voll. Wütig sind die Viecher heut'! Gib acht, daß dich keine sticht! 's tut nicht gar wohl ..."

Digitized by Google

Und er kehrt wieder zu seiner Beschäftigung zurück.

Nascha zieht ein Strickzeug heraus, seufzt über die Hitze und beginnt mit altkluger Miene zu stricken. Aber es will nicht so recht gehn; sie läßt ab und zu eine Masche fallen und macht ein ärgerliches Gesicht...

Man hört die Rufe der Arbeitenden. Dann fallen Schüsse, die verloren aus der Ferne herkommen. Selbst der Schall der Jägerflinte scheint in der heißen Luft einzuschlafen.

Hitze schwingt und flimmert über den Feldern.

Als Roman nach jener Nacht und einem darauf folgenden dreiwöchentlichen hitzigen Fieber zum erstenmal zum völlig klaren Bewußtsein erwachte, sah er neben sich am Bett Nascha sitzen. Sie hatte ein Kinderbuch und las darin, mit den Lippen mechanisch mitlesend. Er wußte zuerst nicht recht, wo er war. Sein Kopf war so schwach und verwirrt. Was war denn eigentlich gewesen? Warum lag er am hellen Tag im Bett? War er krank? Er fühlte sich so unsäglich schwach. Aber so leicht doch und wohl auch!... Allmählich kehrte ihm die Erinnerung wieder. Ein Schauder durchlief seinen vom Fieber verzehrten Körper. Er war ... ja wie war denn das? Das Haus war also nicht abgebrannt? Und so auch das Dorf nicht? Er war also kein Brandstifter. Und lag ruhig in seinem Bett? Nein, sogar in Mamas Bett — ohne Ketten — ... Er betrachtete alle Dinge. Den geschnitzten Christus, die zwei Stahlstiche, Hoffnung und Liebe darstellend, den alten eichenen Kleiderspind. Ja, es war so. Und nun sah er aus dem Fenster und sah, daß die Bäume im Garten schon alles Laub verloren hatten. Da kam ihm erst die ganze Erinnerung, als er die alten Bäume sah und wieder an die Schreckensnacht dachte, und da ... begann er mit einem Male zu schluchzen ... bitterlich...

Nascha schrak auf, warf das Buch auf den Nachttisch und stellte sich auf die Zehen, um besser nach dem Kranken sehen zu können.

„Ach Gottele," sagte sie, „er weint, der arme Kerl! Er weint... Mußt nicht weinen, armer Kerl! Es ist ja gar nichts passiert. Es hat kein Unglück gegeben! Nur das Gartenhaus ist verbrannt..."

Digitized by Google

Sie streichelte ihm zärtlich die Wangen. Und dann, da seine Tränen weiter flossen, als sei ein Riegel vor einer lange gehemmten Schleuse aufgetan, fing sie selbst an zu weinen, indem sie immer wieder — sie hatte schon die Sprechweise der Gegend angenommen — sagte: „Ach Gottele ... mußt nicht weinen!"

Da trat Frau Marie-Seph ein.

Sie sah die weinenden Kinder und erschrak.

„Frau Werner, er ist aufgewacht! Aber er weint ..."

Und Frau Werner trat an das Bett, sah ihrem wiedergewonnenen Kind in die Augen und legte die Mutterhand über seine Stirne.

Er aber faßte schwach ihre Hand und drückte sie an seine Brust:

„Mama ... ich ..."

Er wollte ein großes Gelöbnis aussprechen. Aber er konnte nicht weiter. Er war zu schwach.

Sie legte den Finger auf den Mund. Und Nascha machte es ihr nach.

Und seine Blicke wanderten von der Mutter zu dem Mädchen und von dem Mädchen zur Mutter, und ihm war, als wäre hier nun seine Heimat ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Nachmittag auf den heißen Wiesen neigt sich zum Abend. Die Wagen biegen sich unter der Last. Die Wiesbäume werden darüber gelegt. Es geht heim mit der duftenden Ladung.

Xaver, der Knecht, setzt die Kinder neben sich. Den Buben zur Rechten, das Mädel zur Linken.

„Jetzt singt einmal etwas, ihr Krabben!" sagt er wohlwollend.

Roman sieht träumerisch in die Berge, die in rosigblauem Dufte liegen. Eine Ahnung, wie schön der Sommerabend ist, der aufsteigt aus der Nachmittagsschwüle wie ein Weib, das sich entschleiert —, eine glückliche Ahnung durchbebt sein Herz. Ja, er möchte gern singen. Aber kein gelerntes Lied. Selber eines machen. Wie schwer das sein muß! Dichter sein. Lieder machen, wie sie im Uhland, im Körner, im Schiller stehen ...

Ja, wenn er das könnte!

Und er sinnt vor sich hin, bis sie vor der Seifensiederei halten.

Digitized by Google

Der Onkel Pankraz ſteht, den blauen Schurz über der Arbeitskleidung, mit breiten Beinen davor. Er hat eben eine Priſe genommen, und das rote Schnupftuch mit den weißen Blumen leuchtet im Licht der untergehenden Sonne. Er iſt ſehr erfreut über den Erntewagen. Seine im Grunde ernſten Züge werden fröhlich bei dem Anblick des hochgetürmten Heuwagens.

Er läßt ſich vom Xaver die beiden Kinder herabgeben und ſtellt ſie auf das Pflaſter des Hofes, in deſſen Rinne eine maleriſche, vielfarbige Flüſſigkeit den Ausfluß des Seifenkeſſels zu erkennen gibt.

„So, ihr Krampen! Hat's euch gefallen in der Heuernt'?"

„Ja, Onkel, 's war ſchön! — Aber jetzt möcht' ich noch gern in die Reben; ich möchte ſehen, wie das ausſieht, wenn der Tag hinter dem Wald hinuntergeht..."

„Potztauſend! Na, da geht denn! Aber nicht länger als eine halbe Stunde! Sonſt ängſtigt ſich deine Mutter!"

Und die beiden Kinder ſpringen fort.

Der Seifenſieder lächelt, als er ins Haus geht:

„Auch ein Phantaſt! Das liegt in der Familie. Der Alte hat's auch! Trachten iſt beſſer als Dichten, mein lieber Neffe! Wirſt's noch einmal erfahren..."

Die Kinder eilen die Dorfgaſſe entlang, den Weg in die Reben. Es iſt noch völlig hell, als ſie den Hügel hinaufgehen. Auf den ſchmalen Wegen zwiſchen den einzelnen Rebäckern, an bemooſten Mauern hin, zum Stützen des Rebgrundes errichtet, über die zuweilen eine flinke Eidechſe ſchießt. Jetzt ſind ſie in den Weinbergen der Verwandten. Die Kinder ſchauen hinab in die Ebene. Über den Häuſern des Städtchens ſteigt der blaue Rauch in den orangefarbigen Himmel. Wie traulich ruht Haus an Haus da unten! Die krummen Gaſſen tönen noch vom Geräuſch des Tages. Menſchen gehen da hin und her, ſo klein von oben geſehen, daß die Kinder faſt lachen müſſen. Spielzeug... Gerade auf dem Wald flammt die untergehende Sonne. Sie ſinkt tiefer... tiefer ... jetzt loht der Wald auf. Man denkt: er brennt. Dann iſt ſie hinunter.

„Ach!" ſeufzt Roman. „Jetzt iſt ſie fort. Mir war's, als ob ich ſie herlangen könnte!"

Digitized by Google

Nascha hat unter dem Mirabellenbaum die herabgefallenen Früchte abgelesen. Plötzlich stößt sie einen Schrei aus.

„Was ist?"

„Es hat mich was gestochen; da, am Backen. Es muß an den Mirabellen gewesen sein! Au ... tut das weh!"

Sie weint und hält die Wange.

Roman faßt einen Entschluß. Er hat sie hierher gesprengt. Er ist verantwortlich für sie. Und darum muß er auch das Nötige tun, daß sie keinen Schaden nimmt.

„Gib her!" sagt er. „Ich saug's aus! Dann macht's nichts!"

Und er legt seine Lippen an ihre heiße Wange. Und saugt. Ein seltsames Gefühl durchrinnt dabei seinen Körper.

Sie läßt es geschehen. Als er fertig ist und ausspuckt, sagt sie gerührt:

„Was bist du für ein guter Junge! Ich hab' dich lieb ..."

Die beiden Kinder sehen sich einen Moment in die Augen.

Von unten ruft die Betglocke. Die Abendkühle kommt ...

7.

Kaaft's a Himbeer?

So schallt es oft im Juli oder August durch die sommerschwülen Straßen der Stadt. In langgezogenen, etwas nasalen Tönen. Die Kinder, die vor den Häusern und auf den Plätzen spielen, ahmen die Rufe nach und karikieren sie. Es liegt ein eigenartiger Vorstellungszauber in ihnen. Man kann sich mitten im Winter an sie erinnern, und unsere Phantasie wird sofort mit sommerlicher Schwüle, heißem Himmelsblau, grüner Waldeinsamkeit, Duft von Tannen- und Föhrenharz und Waldfrüchten erfüllt sein ...

Kaaft's a Himbeer?

Und in der Küche stehen die Kinder um die Frau mit dem geblümten Kopftuch, die den Korb mit den roten, duftenden, sonnenwarmen Früchten auf den Küchentisch gestellt hat und mit der Hausfrau oder der Köchin über den Preis verhandelt. Wie viele dieser Kinder haben wohl die Beeren tief im Wald, im sonnengold grün durchspielten Himbeerschlag gepflückt? Von

Digitized by Google

der Mutterbruſt Erde, noch voll aller Düfte des Waldes, ſie hinweggenommen? Ja, wie wenige nur!

Will man den vollen Genuß dieſer Frucht haben, ſo darf man ſie nicht aus zweiter Hand eſſen. Wie eine Krämerware. Und ſo mit jeder Frucht. Die Birne oder Aprikoſe, vom Spalier gebrochen, die Zwetſche, vom Zweig gepflückt, die Traube, an goldenem Oktobertag im Weinberg abgeſchnitten, wie anders munden ſie als von der Hökerin vorgewogen wie Mehl oder Salz!

Geſegnet, all ihr Fruchtplätze im Wald, ihr Erdbeer- und Himbeerſchläge, ihr Heidelbeerhügel, blau von der lieblichen Frucht, ihr alten Urgroßvaters-Obſtgärten, in denen die Poeſie der Kindheit ſchläft! Wer in ſeinem Leben hat nicht Erinnerungen an einen ſolchen Garten? Und wer denkt nicht mit wehmütigem Seufzen an ihn zurück?

Geht man in dem Garten des Wernerſchen Hauſes durch das kleine Pförtchen in der hinteren Mauer, ſo kommt man in einen ſogenannten Grasgarten voll Obſtbäumen, der ſich weit hinunterzieht an den Bach. Er iſt ſehr oft mit Wäſche vollgehängt, oder das Gras iſt mit ihr bedeckt; ſie ſoll da bleichen. Die Mauer, welche den Hausgarten von dem Grasgarten abſchließt, iſt über die Hälfte völlig überwuchert von einer Himbeerhecke. Es ſind prachtvolle Stöcke, mit großen edlen Früchten ganz beſät.

An einem Julinachmittag ſitzen Naſcha und Roman im Schatten dieſer Hecke. Sie hat ihr ganzes Hausſchürzchen voll der köſtlichen Früchte. Aus dieſem Fruchtkorb ſchmauſen beide nach Herzensluſt. Er hält ihr einen kleinen botaniſchen Vortrag über die Blüte der Himbeere und die Bildung der Frucht. Mitten in ſeinen Erläuterungen fällt ihm ein Apfel, von der Sonnenwärme gelöſt, auf den Kopf. Naſcha lacht laut über ſein verduztes Geſicht.

„So! für jetzt hab' ich genug!" ſagt ſie aufatmend. Ich kann nimmer! Wohin tuen wir die da?"

Roman hält ihr ſeine Kappe hin und ſie ſchüttet den Reſt hinein. Dann ſpringt ſie auf und tanzt im Graſe hin und her.

„Komm!" ruft ſie. „Ich lern' dich jetzt den Walzer!"

Es iſt Brauch in den Dörfern und Städtchen des Landes, daß die jungen Leute abends in den Häuſern zuſammenkommen. Da wird geplaudert, geſungen, getanzt. Auch die Kleinen dürfen

Digitized by Google

hie und da aufbleiben. Da hat Nascha tanzen gelernt. Und sie tanzt mit ihren elf Jahren so gut wie eine mit zwanzig. Das liegt in der Rasse.

Roman hat kein Talent zu dieser Kunst. Seine Kameraden, der überlegene Ludwig sowohl wie der plumpe Adam, haben ihn darin überholt. Er hat keine Freude daran. Und seitdem er vor ein paar Tagen beim Huschle-Steffen des Abends mit Löwenwirts Ernestine ausgerutscht, zu Fall gekommen und ausgelacht worden ist, will er schon gar nicht mehr.

„Nun, beliebt's dem Herrn?" wiederholt sie, sich leicht in den Hüften wiegend.

„Nein, ich mag nicht! Tanz du! Ich seh dir zu..."

„Allein tanzen, danke schön!"

Sie schmollt ein wenig.

„Du magst so wenig von dem, was ich mag..."

Sein Gesicht wird einen Augenblick nachdenklich-traurig. Er fühlt es selbst zuweilen, daß ihre Neigungen oft auseinandergehen. Er in seiner sinnenden, ruhigen, schweren Art, fühlt sich unbewußt angezogen von ihrer spielerischen, sich jeden Augenblick wandelnden. Aber, daß sie an so manchem einen leidenschaftlichen Anteil nimmt, das ihm nebensächlich, ja kindisch erscheint, und daß sie wiederum für die ernsten, wichtigen Dinge, die sein Denken und Empfinden mehr und mehr beherrschen, so wenig Raum hat im Innern, betrübt ihn.

„So wollen wir denn Kränze machen!" entscheidet sie. „Komm, hilf mir Blumen suchen!"

Er fühlt in seiner Tasche nach einem kleinen Buch, aus dem er ihr vorlesen wollte. Nun, vielleicht später...

Sie suchen Gundelrebe, Löwenzahn, Maßliebchen. Sie macht sich einen Kranz und ihm eine Krone. Dann fertigt sie aus den Gundelreben sich ein ganzes Schleppkleid.

Sie setzen sich wieder an die duftende, von Bienen umschwärmte Himbeerhecke. Er hat die Krone aufsetzen müssen, obgleich ihm dies Spiel etwas kindisch-mädchenhaft erscheint. Sie hat ihre Schleppe mit großer Würde aufgerafft. Unter dem Kranz von Maßliebchen und Löwenzahn kraust sich ihr Haar so wirr und übermütig, die Augen spielen wie die Sonnenlichter auf dem Rasen und in dem Laub der Bäume, der volle rote Mund lacht

Digitized by Google

so keck und frank in die Welt hinaus... Es ist Roman merkwürdig zumute...

„Nun bin ich die Gänsehirtin und du der Königssohn. Der Königssohn hat sich in den Himbeerschlag verirrt. Die Gänsehirtin tröstet ihn und gibt ihm Himbeeren zu speisen."

Sie greift in die Kappe und holt eine Hand voll heraus.

„So, Herr Königssohn, junger gnädiger Herr Königssohn, hier speiset, was Gott uns geschenkt hat... Aber als sie so sagt, da nimmt er ihre Hand und sagt: Du Gänsehirtin du, komm mit mir, du sollst auf meinem Schlosse wohnen, in meinem Bettlein mit mir schlafen und von meinem goldenen Tellerchen essen und aus meinem goldenen Becherchen trinken. Und später wollen wir dann heiraten... Und sie sagt wieder: Allergnädigster Herr Königssohn, ich bin ja nur ein Bettelkind! Ich passe nicht ins Schloß! Ich habe keine goldenen Schuhe und keine seidenen Strümpfe und keinen Schlepprock als den, den ich mir eben von Waldblumen gemacht habe... Er aber sagt dann: Nein, du bist die allerholdseligste Gänsehirtin auf der Welt ... Und dann..."

Sie hält inne.

„Nun, und was dann?"

„Dann?"

Sie spricht nicht weiter, sondern schnellt sich mit der Hand Beeren in den Mund. Nach einer Weile sagt sie träumerisch:

„Ach, warum sind die Märchen nicht wahr? Das ist doch zu dumm! Gerade die schönsten Dinge gibt es nicht!"

Nun hält Roman den Zeitpunkt gekommen, sein Buch herauszuholen.

Es ist ein altes Stammbuch, von Vaters Wanderzeit her. Allerlei steht darin. Von Lieb' und Treu' und Kameradschaft. Lustige Spottverse und traurige Scheideverse. Handwerksburschenhumor und Handwerksburschenphilosophie. Handwerks- und Wanderlieder. Gesellschafts- und Trinkreime.

„Komm!" sagt Roman. „Setz dich neben mich! Dann lesen wir ein bißchen. Sind so schöne Gedichte drin."

Nascha setzt sich neben ihn und legt vertraulich den Arm um seinen Hals.

Sie blättern und lesen. Vieles verstehen sie nicht recht. Plötz-

Digitized by Google

lich kommen sie auf ein paar alte Verse, die ihnen einen seltsamen Eindruck machen. Sie heißen:

Es ist auf Erden nichts wohler getan
An einem schönen Sommertag,
Als wenn sein Lieb man herzen kann
Im duftenden Himbeerschlag.

Da draußen geht der Sonnenschein,
Sucht die verlaufenen Kindelein.
Die sitzen still im kühlen Grund,
Pflücken Beerlein von Strauch und Mund.
Und werfen sich endlich zum Spaß
Zwischen den Sträuchern ins hohe Gras.

Das Gras, das schließt gar leise sich.
Kein Mensch mehr findet dich und mich.

Die Kinder schweigen eine Weile, nachdem sie die naiven Verse gelesen haben.

Endlich fängt Nascha an:

„Es ist wie auf uns gemacht..."

Er hat das Buch sinken lassen und sieht ihr gerade in ihre warmen, lachenden Augen. Ihr roter Mund ist, wie immer, wenn sie über etwas nachdenkt, ein wenig geöffnet. Die kleinen Zähne blitzen zwischen den Lippen vor...

Roman weiß nicht recht, warum er die Worte vor sich hinsagt:

Pflücken Beerlein von Strauch und Mund...

„Wie die das wohl gemacht haben?" murmelt Nascha.

Sie nimmt eine Beere zwischen die vollen Lippen und hält sie Roman hin.

Und wie unter einem Zwange nähert er seinen Mund dem ihren...

Als ihre Lippen sich berühren, geht es wie ein Schlag durch seinen Körper. Er fährt zurück.

Er steht auf und läuft den Baumgarten hinunter.

Es flirrt vor seinen Augen. Er weiß nicht, wie ihm zumute ist. So dumm. Und plötzlich fällt ihm ein, daß er sich vor vier Jahren einmal geärgert hat, weil ihm Nascha einen Kuß gab.

Digitized by Google

Wunderbar: jetzt kann er sich nicht ärgern. Aber er wagt nicht, nach ihr hinzusehen.

Sie sitzt unter der Himbeerhecke und denkt: Er ist ein ungeschickter Junge. Warum läuft er fort, wenn ich einen Spaß mit ihm mache?

Verstohlen sieht sie ihm nach, wie er am Ende des Grasgartens steht.

... Der Sommernachmittag webt über dem Garten mit heißem Zauber. Ein leichter Wind erhebt sich und streut Düfte von den Himbeeren in die Luft. Und vom Garten her bringt er die von roten Nelken und dunkeln Rosen ...

Die Kleine atmet tief. Dann beginnt sie, die Himbeeren in der Mütze Romans aufzuessen.

Am Abend dieses Tages sitzt Roman im Wohnzimmer, um seine Schularbeiten zu machen.

Da hört er die Mutter im Schlafzimmer zum Vater sagen, der soeben von einer Reise zurückgekehrt ist:

„Jetzt müssen wir auch für neue Mieter sorgen. Raullas ziehen fort. Eben hat's mir die Frau gesagt. Der Mann hat eine bessere Stelle in der Stadt in Aussicht. An der großen Maschinenfabrik ..."

Und Vater sagt:

„Alles geht! Nur ich bleibe in dieser alten Bude, in dem faden Neste sitzen! Aber lange halt ich's nimmer aus! Das sag' ich dir!"

Nach einer Weile fängt die Mutter wieder an:

„Wenn du gesehen hättest, wie die Kleine von Raullas herumgetanzt ist, als sie die Neuigkeit gehört hat! ‚In die Stadt! In die Stadt! Hurra!' hat sie immer wieder gerufen ... Doch so eine rechte Stadtpflanze. Ich hab' eigentlich nichts dagegen, daß sie von Roman wegkommt ..."

Roman steht auf und geht in den Laden. Dort besieht er sich eine Weile gedankenlos die Zigarrenkisten, die bedruckten Rattunwaren, die Kaffee- und Gerstensäcke. Dann geht er hinaus. Er setzt sich unter die Oleanderbäume auf die Bank. Er kann seine Gedanken nicht recht zusammenfassen. Etwas brennt in ihm voller Bitterkeit ...

Er betrachtet die Störche auf dem Wirtshaus zum „Adler",

Digitized by Google

wie sie hin und her fliegen und die Kleinen im Neste miteinander streiten. Die Kleinen probieren auch schon das Ausfliegen. Zwei bringen es fertig und umkreisen schwerfällig das Nest. Einer bleibt im Nest. Er kann nicht fort. Ihm fehlt die Flugkraft ...

Da tritt Nascha aus dem Haustor.

Ihre Augen leuchten. Sie geht auf Roman zu.

„Weißt du schon," sagt sie wichtig, „wir kommen in die Stadt. O, das wird fein!"

Er erwidert nichts.

Nach einer Weile steht er auf.

„Wo gehst du hin?"

„Kümmert's dich?" entgegnet er kurz.

Dann geht er die Straße hinab zu seinem Kameraden, dem Steueraufsehersohn.

Sie sieht ihm verdutzt nach. Sie weiß nicht, was sie denken soll. Aber sie fühlt, daß er ihr etwas Rauhes, Häßliches gesagt hat.

Roman wird von Ludwig etwas spöttisch empfangen.

„Na, Mädlesschmecker, hast genug?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachts ist es Frau Marie-Seph, als höre sie weinen. Sie horcht. Zwischen die Schnarchkadenzen des Vaters tönt ein leises Schluchzen.

„Roman!"

Das Weinen verstummt. Nichts rührt sich.

„Roman, weinst du?"

Es gibt keine Antwort. Da schläft sie wieder ein. Sie ist müde ...

Der Nachtwind geht unruhig um das Haus. Er bringt allerlei Düfte durch die offenen Fenster des Schlafzimmers.

Der Knabe liegt mit offenen Augen und starrt in das Dunkel.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein reifiger Oktobermittag. Die Raben schreien über den Dächern. Das Land ruht im Nebel.

Der schwerfällige Möbelwagen setzt sich in Bewegung. Die beiden Familien schütteln sich die Hände. Nascha sieht sich die ganze Zeit um. Wo ist Roman?

Er ist zu Ludwig Klingel gegangen, mit ihm lernen, Latein und Französisch ... Er soll bald aufs Gymnasium.

Digitized by Google

Auf der Station ſind wenige Leute. Die kleine Naſcha ſieht noch immer herum. Ihr iſt, als müſſe ſie Roman ſehen, ihm Lebewohl zu ſagen.

Und plötzlich fällt ihr die Himbeerhecke ein.

Ach, das wird es in der Stadt niemals geben ... Und ihr wird weh in ihrem kleinen Herzen.

Als ſich der Zug in Bewegung ſetzt, drückt ſie das Geſichtchen ans Fenſter.

Da ſchreit ſie plötzlich auf.

„Dort iſt er!“

Aber Roman iſt ſchon wieder verſchwunden. Erſt als der Zug hundert Meter draußen iſt, tritt er auf den Stationsperron.

Die Sonne kommt jetzt durch, lächelnd wie eine Mutter ...

Der Zug wird kleiner und kleiner.

Roman ſieht ihm nach, bis ihn die Augen ſchmerzen. Er hört noch das ſtampfende, harte Geräuſch des ausfahrenden Zuges.

Es iſt ihm, als fahre dort ein Stück von ihm. Fort, immer weiter fort in dunſtige Ferne. Ein Stück ſeines Lebens ...

Lange ſteht er in Sinnen. Der dicke, rothaarige Portier, Placidus geheißen, nickt ihm zu, wie er vorbeigeht.

„So, ſo! Der Werner-Roman! Ja, jetzt wird er als auch bald in die Schul' fahren, wenn er auf die Lateinſchul' geht ...“

Roman nickt, gedankenverloren. Dann geht er unter den Kaſtanienbäumen der Bahnhofsallee heimwärts. Die gelben Blätter rieſeln herab. Das Gebirge liegt in weißlicher Bläue hinter dem Städtchen. Weit, verlockend, wie das Leben.

Er wirft den Kopf zurück. Ihm kommt ein ſtarker Gedanke. Es muß wohl ſo ſein im Leben, daß manchmal etwas in Einem abbricht, gerade wenn's am ſchönſten war. Und daß dann etwas anderes kommt.

Das, meint er für ſich, iſt gerade das Leben!

Für ihn kommt jetzt erſt recht die Lernzeit.

Jetzt wird er ſich noch nicht klar bewußt. Aber viele Jahre ſpäter wußte er, daß damals ſeine Kindheit von dannen gefahren war ...

Und er geht feſten Schrittes zu dem Freund, um ſeine Lernſtunde fortzuſetzen.

Digitized by Google

8.

Eine Stadt, in der alte und neue Zeit sich die Hand reichen. Von ehemaligen Befestigungen sind noch Reste da. Altertümliche Tore schließen die Hauptstraße nach oben und unten ab; die einstige Römerstraße, welche die Stadt hindurch entlang den Bergen in den Süden führt. Gotik, Renaissance und Barock kann man in den alten Teilen der Stadt finden. Das Münster, das Rathaus, die Universität und Jesuitenkirche verkörpern die drei Schaffensalter des bauenden Geistes. Wie viele köstliche Winkel, gleichsam herausgeschnitten aus einem romantischen Märchen, gibt es überall da! Dreieckige Plätze mit uralten, verwitterten Brunnen darauf; überrauscht von mächtigen Linden und Kastanien. Straßenecken mit vielhundertjährigen Erkern. In breiten Rinnen fließt das Wasser durch die Straßen, hell über den gepflasterten Grund. Oder ein Blick in die Öffnung gewundener Gassen hinein, der sich in einem Wirrwarr von grotesken Balkonen, breiten Verkragungen, spitzen Türmchen, reichverzierten Schildern verliert. So zieht sich die Altstadt am Berg hinan; hoch oben die Reste der Burg. Ein fröhlich-ehrwürdiges Stadtbild.

Breit in die Ebene hinein, mit großen Häusern, weiten schnurgeraden Straßen, mit stattlichen öffentlichen Gebäuden im üblichen Neurenaissancestil, Kliniken, Laboratorien, Kasernen, Fabriken, reichlichen Plätzen und eleganten Anlagen die neue Stadt: die Schöpfung des gesunden Menschenverstandes. Hygiene ist hier das oberste Wort. Aber man hat zu der Zeit das Rätsel noch nicht gelöst, gesund und schön, praktisch und romantisch zu bauen. Ab und zu sieht man einige Versuche, einen neuen deutschen Stil zu finden. Vorerst noch tastende Fühler.

So sieht die Stadt aus, in der Roman Werner in die Vorschule des Lebens genommen wird.

Es hat seinen Vater nicht länger in dem kleinen Städtchen gelitten. Nach vielen Kämpfen — Frau Marie-Seph war diesesmal sehr hartköpfig — hat man das Haus mit der Spezereihandlung verkauft und so den sicheren Boden eines, wenn auch bescheidenen Unterhalts, verlassen. Zwar hat Frau Marie-Seph die Idee gefaßt, in der Stadt eine Pension zu eröffnen und sich so

Digitized by Google

wenigstens halbwegs eine ständige Einnahmequelle zu verschaffen. Aber mit schwerem Herzen hat sie dem Heimatstädtchen, dem alten Haus, der Spezereihandlung Lebewohl gesagt. Sie hat es tief gefühlt: nun komme erst der herbste Kampf mit dem Leben in all seinen beschämenden, erniedrigenden Kleinigkeiten. Doch sie strafft ihre Seele auf das Kommende. Sie ist nicht die Natur, sich übermannen zu lassen.

Die Verwandten haben sehr zweifelnde Blicke für diese Übersiedelung gehabt. Und da hat sich Frau Marie-Seph erst recht auf die Füße gestellt. Was ihr Karl will, wird schon recht werden.

Zunächst freilich weiß Karl Werner nicht so ganz, was er will. Er denkt daran, ein Patentbureau einzurichten. Aber er selbst hat den innerlichen Zweifel, ob er die nötige Gewandtheit für solch ein Geschäft besitze. Anderer Leute Erfindungen herzustutzen und anzumelden, ist eine ärmliche Sache für einen Mann, in dem selbst der Geist rumort nach immer Neuem. Aber was ist zu tun? Eine feste Stelle anzunehmen, kann er sich nicht recht entschließen. Er will kein „Zeichenknecht" sein.

So wird denn das „Patentbureau" in der größten Stube der neuen Wohnung, in einer der schmucklosesten Straßen der Neustadt, aufgetan. Zwei Stuben werden zum Vermieten ausgestattet mit Stücken des eigenen Möbels. Zwei andere sind Eß- und Wohnzimmer und Schlafzimmer. In einer der Dachstuben schläft und lernt Roman Werner.

Einige Tage darauf werden unten am Tor zwei bescheidene Schilder angebracht:

Karl Werner, Ingenieur, Patentbureau.
Verwertung und Anmeldung von Erfindungen.
Beste Referenzen.

Und darunter in kleinerer Schrift:

Frau M. J. Werner: Guter billiger Mittagstisch.

Gegen dieses Schild hat sich Karl Werner lange gewehrt. Es erniedrige ihn, behauptet er grimmig.

Oben aber an den Scheiben hängt eine Anzeige in dicker Rondeschrift:

Möblierte Zimmer zu vermieten.

Digitized by Google

Wenn Roman mittags durch die winterlichen Straßen vom Gymnasium zurückkehrt mit hungrigem Magen und heißem Kopf, sieht er zuerst nach dieser Tafel. Fast einen Monat prangt sie da. Endlich kommt denn doch das Heil. Aber es kommt zu Werners Ingrimm wiederum von der Verwandtschaft. Zwei junge Leute, der eine achtzehn, der andere neunzehn Jahre, melden sich eines Tages. Sie sind die Söhne eines Gerbers in der kleinen Heimatsstadt der Mutter, weitläufig verwandt; der eine soll die Prima des Gymnasiums besuchen, nachdem er vorher das Progymnasium einer Kreisstadt durchgemacht hat; der andere die Baugewerkschule. Der Onkel Seifensieder hat sie daher empfohlen. Freilich, viel wird nicht dabei herausschlupfen. Die beiden wollen nur in einem Zimmer logieren, so daß noch ein Bett angeschafft werden muß. Und die Pension soll auch billig sein. Und was so junge Leute für einen Hunger haben! Aber es ist doch etwas für den Anfang! Einige Tage später wird auch das andere Zimmer vermietet. Ein Fräulein, welches einen Schneiderinnenkurs durchmacht. Frau Marie-Seph hat sich die Sache lange überlegt, ein Fräulein neben jungen Leuten in Pension zu nehmen. Allein Fräulein Philippine Schlüsselblums Aussehen hat ihre Zweifel besiegt. Sie ist die geborene Solidität, und Moral ist über ihr ganzes Gesicht gebreitet.

Neue Personen in einem Familienkreise sind immerhin interessant. Roman betrachtet sich denn, als alle drei Pensionäre zum erstenmal um die Suppenschüssel sitzen, sehr aufmerksam den Familienzuwachs. Paul Gromer, der Student, hat einen massigen Kopf mit dünnem, rötlichem Haar, eine breite intelligente Stirne, schwarze, etwas kurzsichtige Augen, eine spitze, gerade Nase, einen kleinen, merkwürdig frauenhaften Mund und ein übermächtig hervorspringendes Kinn. Nichts in dem Gesicht paßt recht zueinander. Martin, der Baugewerkschüler, hat die Gesichtsbildung des Bruders, aber gröber, blaue scharfe Augen und schwarze Haare. Sie sind beide ziemlich verlegen; besonders wissen sie nicht recht, was sie mit ihren großen sommersprossigen Händen anfangen sollen. Zwischen den beiden sitzt Fräulein Philippine. Sie hat etwas von einem schlechtgebackenen Wecken an sich. So blasig, wasserig ist ihre Haut. Ihr Haar hat die Farbe eines hellen Lehmgelb. Die kleinen wasserblauen Äuglein wer-

Digitized by Google

den von kurzen weißen Wimpern beſchattet, wenn man ſo ſagen darf. Unter der kleinen ängſtlichen Naſe macht ſich ein übergroßer Mund breit, der ausſieht, als ob er ſich vor ſich ſelbſt geniere. Ein viel zu kleines Kinn ſchließt das Geſicht, in dem ein Ausdruck kindlicher Verwunderung liegt. Alle dieſe drei Perſonen reden während des Eſſens kein Wort. Es iſt unendlich ſchwer, ſie zum Sprechen zu bringen.

Roman weiß ſelbſt nicht recht, warum es ihm zuweilen ſo öde wird bei dieſen Mittags- und Abendtiſchen. Es iſt ein fremdes Element darin. Vater ißt ſchweigend und haſtig. Und Mutter iſt auch nicht immer imſtande zu Geſprächsverſuchen, die doch meiſtens im Sande verebben. Alles kommt Roman ſo ernſthaft vor, ſo kalt, ſo ... er weiß nicht zu ſagen, wie es ihm vorkomme. Es iſt ihm, als ſei alles in ſeinem Leben grau. Als ſei alles Luſtige weggewiſcht. Nichts als lernen, eſſen, ſchlafen. Gleichgültige oder ſorgenvolle Geſichter ſehen. Sich wegen der Schulaufgaben härmen. So hat er ſich das kommende Leben nicht gedacht an jenem ſchönen blauklaren Herbſttag. Auch das Lernen und die Schule nicht. Er denkt mit Seufzen an die wohlwollenden, freundlichen Lehrer im Heimatſtädtchen zurück und mit geheimer Angſt an die Lehrer des Gymnaſiums, die ſo ſelbſtbewußt und kalt umhergehen und nur für die Jungen der Stadt etwas übrig haben ... Nein, ihm graut vor der Stadt und ihren gleichgültigen Menſchen. Und dem ewigen Einerlei. Vor dem Hin und Her, wie der Pendelſchlag des Regulators in der Wohnſtube: Schule-Haus, Schule-Haus. Und draußen laſtender Winter. Als ſie von Betzhauſen fortzogen, war's Anfang September. Und alle Fruchtbäume des Ortes, alle Stellen der Kinderſpiele, alle Heimlichkeiten des alten Städtchens hatten noch ihre Heimat im Herzen des Knaben, als er in die Stadt kam. Da zog der Herbſt herauf mit kalten, naſſen Tagen, und die wenigen ſchönen, die es in dieſem Herbſte gab, hatte er über den Büchern verbringen müſſen. Einmal hatten ſie wohl einen kleinen Ausflug gemacht an einem kalten Spätherbſttag zu einem Onkel der Mutter, einem alten Rebbauern. Wie war alles ſo öde geweſen! So ohne alles, was des Knaben Herz erſehnte, halb bewußt, halb unbewußt. Abends dann unter Windesſauſen aus dem kleinen ärmlichen Rebdorf an die Sekundärbahn, in die rauchigen über-

Digitized by Google

füllten Waggons ... Über den Bergen lagen fahle, kalte, rauhe Streifen ... Es ward ihm so wehe, als sollte es ihm Tränen auspressen ...

In der Stadt ist Roman wohl schon bekannt geworden. Aber er fühlt sich so einsam, so wenig heimisch darin. Er hat Heimweh nach der kleinen Stadt, die er verlassen. Alles ist ihm so unvermittelt. In der alten Stadt möchte es wohl schön sein, wenn man bekannt wäre. Aber in der neuen gefällt es ihm gar nicht. Diese schnurgeraden Straßen mit den Reihen Gaslaternen sehen im Winter trostlos aus.

Manchmal glaubt er, die kleine Nascha zu sehen. Die muß ja hier sein. Es scheint: Vater und Mutter wollen keinen Besuch machen bei ihren Eltern. Und übrigens: was geht sie ihn an! Hat er die Zeit, an Kinderspiele zu denken? Muß er nicht alle Kräfte zusammennehmen, um mitzukommen?

So geht es weiter: lernen, essen, schlafen ...

Der Mutter Gesicht: sorgenvoll. Des Vaters Gesicht: mißmutig, unbefriedigt.

Immer der gleiche Pendelschlag vom Heute ins Morgen ...

9.

Kalb sieben Uhr morgens. Im Februar. Schneedämmerung draußen. Starre Totenkälte.

Frau Marie-Seph steht am Herd und bläst in die Flammen. Sie bemerkt kaum die bittere Kälte. Ihr ganzes Denken und Empfinden ist von der einen Frage beherrscht: Wird der Krämer daneben noch einmal das Kaffeebrot borgen?

Und wenn nicht, was dann?

Es ist schlimm gegangen in der letzten Zeit. Das Patentbureau steht leer. Karl Werner verdient nichts. Er fängt es auch recht verkehrt an. Statt den Leuten, die ihn bemühen — es waren bisher erst zwei — ganz objektiv seinen Rat und seine Hilfe zu leihen, kritisiert er ihre Erfindungen, schlägt Verbesserungen vor und wird, wenn sie nicht darauf eingehen, gar hitzig. Das kränkt das Selbstbewußtsein der Erfinder. Und sie gehen wieder weg.

Digitized by Google

So ist die Frau ganz auf die Pensionäre angewiesen. Zwar wäre noch ein Notpfennig vom Hausverkauf da. Aber der ist für Roman. Den kann und will sie nicht angreifen. Wovon soll der Bub einmal studieren?

Und wieder bei den Verwandten betteln gehen? O Gott, es ist so namenlos demütigend!

Sie seufzt und stellt das Wasser auf.

Dann geht sie vor die Glastüre und ruft hinauf:

„Roman! Aufstehen! 's ist Zeit in die Schule!"

Ein verschlafenes: „Ja, Mama..." kommt zurück.

Ach, das ist alles so anders geworden als damals, da Frau Marie-Seph an heiteren Sommertagen den kleinen Jungen von der Gartenmauer herabrief zum Vieruhrbrot und der Schularbeit.

Aus dem Schlafzimmer kommt in Schlafrock und Pantoffeln Karl Werner mit dem gewöhnlichen verdrießlichen Gesichtsausdruck. Er begibt sich zum Herd und rührt dort aus ein paar Büchsen allerlei zusammen. Ein fettiger, traniger, höchst widerlicher Geruch macht sich bemerkbar. Vor einigen Tagen hat Karl Werner in der Zeitung das Rezept einer Stiefelschmiere gefunden, welche das Schuhleder, das bei der großen Kälte leicht springt und rissig wird, nachgiebig und geschmeidig machen soll. Er hat sofort das Nötige besorgt, um diese Schmiere zu bereiten. Jetzt soll sie erprobt werden. Er bindet sich eine blaue Schürze vor und schmiert eifrig die Stiefel ein, welche das durchdringende Parfüm dieses Schmiermittels bald in die Winterluft hinaustragen sollen.

Von oben herunter kommt Roman, noch verschlafen; die Bücher unterm Arm.

„Schnell, Roman, mußt das Kaffeebrot holen..."

Er sieht sie an.

„Geld, Mutter!"

„Er borgt noch einmal!"

Da senkt Roman seine Stimme:

„Ach nein, Mutter, er war schon das letztemal so grob. Ich geniere mich, hinzugehen..."

Einen Augenblick Stille. Dann sagt die Mutter:

„Gut, gib den Korb! Ich geh selbst..."

Digitized by Google

„Nein, Mutter, das darfſt du nicht!“

Roman läßt den Kopf hängen und geht die Treppe hinab in den bleich aufdämmernden Wintermorgen hinaus. Dort von der Ecke her leuchtet das Licht des Ladens, in dem er die Wecken holen ſoll. Je näher er kommt, deſto mehr ſinkt ihm der Mut. Er kommt ſich vor wie ein Bettler. O Schmach, arm zu ſein! Eine, zwei, drei Minuten wartet er vor dem Laden. Er ſpäht hinein. Zwei Arbeiter ſtehen darin und trinken ihren Fuſel, von der Petroleumlampe an der Decke beſchienen. Eine Frau nimmt von den Wecken und Brötchen auf dem Ladentiſch. Sie zählt ihr Geld auf. Der Krämer, eine ſchwarze Ballonmütze auf dem groben gedunſenen Geſicht, zählt es nach. Alles das iſt ſo troſtlos häßlich und öde. Es iſt Roman zum Heulen. O, warum ſind ſie nicht in Betzhauſen geblieben? Da war keine Sorge ums Kaffeebrot. Mutter hat es ſelbſt verkauft.

Endlich faßt er ſich ein Herz und klinkt auf...

Noch manchmal im ſpäteren Leben iſt Roman die brennende Erniedrigung jener Morgenſtunde ins Gedächtnis gekommen...

Die Mutter richtet indeſſen den Kaffeetiſch. Mit Herzklopfen. Wenn Roman kein Kaffeebrot bringt, was dann?

Soll ſie die Mieter anpumpen? Irgend eine Notlüge erfinden?

O Schmach des Armſeins! Wenn man einmal beſſere Zeiten geſehen hat!

Wie eine ferne fürchterliche Viſion dämmert ihr die Treppe des ſtädtiſchen Leihhauſes auf.

Herr, mein Gott, nur das nicht! Nur das nicht!

Da hört ſie Schritte auf der Treppe. Sie eilt hinaus.

„Da!“ ſagt Roman müde und reicht ihr den Korb mit dem Brot. Tränenſpuren ſind auf ſeinen Wangen gefroren. Und ſie ſieht ihren Sohn mit einem unendlichen Blick mütterlicher Liebe an und küßt ihn. Da fließen ſeine Tränen noch einmal:

„Mutter, es iſt nicht ſchön in der Stadt! Pfui, wie ſind die Leute da ſo gemein!“

„Mußt nicht weinen! Es wird auch wieder beſſer... Komm, jetzt trink Kaffee! Und laß ja niemanden was merken... auch Vater nicht!“

Das iſt ihre ſtete Sorge, daß Karl Werner möglichſt von

Digitized by Google

ihren kleinen und großen Nöten verschont bleibe. Sie liebt diesen Mann mit aller sorgsamen Liebe, deren nur Frauen, und von ihnen nur die besten, fähig sind. Er soll seinen Ideen und Plänen ungestört nachhängen können. Und er nimmt diese Entlastung ruhig hin, mit der Miene des egoistischen Erfinders, der es für selbstverständlich hält, daß ihm alle „Kleinigkeiten" aus dem Wege geräumt werden.

Kaffeegeruch, vermischt mit dem Duft der Stiefelschmiere. Roman, indem er seinen Wecken tunkt, denkt mit heimlicher Furcht an den Augenblick, da er mit den duftenden Stiefeln im Klassenzimmer erscheinen wird. Ein neuer Anlaß für die Schüler, ihn zu foppen und zu drangsalieren; für die Lehrer, ihn spöttisch zu behandeln.

Endlich ist er auf dem Wege, die Bücher unterm Arm. Niemand zu Hause weiß, daß heute Zensurtag ist.

Zensurtag! Die Posaune des Jüngsten Gerichts!

Von allen widrigen Empfindungen, welche sich der Schule anheften, ist sie die widrigste.

Wenn die Schüler in die Aula hinaufsteigen, diesen kalten nüchternen Schulfestsaal, mit seinen konventionellen antiken Büsten, den gelben Vorhängen mit den langweiligen Rosetten über den Oberfenstern, der Decke mit den steifen, nüchternen Rassetten, dem Podium mit den durcheinander stehenden Stühlen, in allem so ein pädagogisch ödes Gepräge — da ist es so manchem, als stünde statt des „Salve" über der gelben Tür des Eingangs ein Dantesches: Laßt alle Hoffnung schwinden, die ihr hier eintretet! Und selbst denen, die ein gutes Zeugnis zu erwarten haben, ist es unbehaglich zumute. Der ganze würdevolle und doch so lächerliche Apparat, der bei der Verlesung der Zensuren durch die Lehrer in Szene gesetzt wird, die ernsten selbstbewußten Gesichter der Pädagogen, die bangen und beklommenen der Schüler, welche teilweise eine affektierte Lustigkeit zur Schau tragen, das unruhige Gemurmel und Gewoge von fünfhundert Köpfen, darüber hoch das weißlockige gestrenge Haupt des Direktors, des „rex", wie ihn die Jungen nennen, all das schüchtert ein.

Zensurtag, Gerichtstag.

Roman hat keine leichte Zeit gehabt in diesem ersten halben Jahr. Man hat den Neuankömmling vom Lande — er war in

Digitized by Google

die Quinta eingetreten — die Weihen der Aufnahme täglich bezahlen lassen. Man hat ihn wegen seiner dialektischen Sprechweise verhöhnt. Hat ihm nachgeahmt, wie er sagte: der Herr Lerrer (Lehrer); man hat ihm Sand und Schnee in den Ranzen getan; ihn in den Pausen nicht mitspielen lassen. Man hat sogar behauptet, er stehle. Man hat ihm aufgelauert und ihn durchgeprügelt. Die Lehrer selbst haben wenig Sympathie für den etwas verschlossenen, träumerischen, blassen Jungen mit den Gesichtszügen, die so wenig Jungenhaftes, Reckes, Lebensfrohes haben. Der Klassenlehrer, ein halb übellauniger, halb wurstiger Junggeselle, der zu allem mehr Befähigung hat als zum Pädagogen, macht schlechte Witze über ihn. Die anderen behandeln ihn gleichgültig. Nur beim Geographielehrer steht er in Ansehen, da er gute Karten zeichnet.

Als er in das Schulzimmer eintritt, erheben sich gleich ein paar Stimmen.

„Der Roman Werner! Guten Morgen, Roman Werner!“ tönt es es ihm entgegen, wobei man nach Kräften das r schnurren läßt, um ihn wegen seiner Aussprache zu verhöhnen.

Er setzt sich still auf seinen Platz, in heißer Angst wegen der Stiefel, die in der Wärme des Klassenzimmers ihren ganzen Duft entfalten.

Es dauert denn auch nur kurze Zeit, da sagt sein Nebenmann, ein Fabrikantensohn, zu ihm:

„Du, Werner, was hast denn du an den Stiefeln?“

„Ich? Nichts,“ erwidert er mit Herzklopfen.

Mittlerweile tritt der Klassenlehrer ein, der vor Verlesung der Zensur noch eine Lateinstunde zu geben hat. Die Stunde. fängt an. Werner sitzt in Höllenqualen, da der Duft immer stärker wird. Sein Nebenmann rückt möglichst weit weg von ihm. Vorder- und Hintermänner werden unruhig und gucken nach Roman um. Endlich wird der Lehrer aufmerksam:

„Was ist denn da? Was habt ihr denn?“

Gekicher. Zuletzt platzt einer heraus:

„Der Werner riecht so schlecht...“

Die ganze Klasse dreht sich nach dem Übeltäter um, der blutübergossen dasitzt.

„Er muß es an den Stiefeln haben!“ schreit ein anderer.

Digitized by Google

„Was iſt denn das mit deinen Stiefeln, Werner?"

Werner hält es für das Beſte, die Geſchichte mit der Stiefelſchmiere zu bekennen.

„Aha, das iſt wohl ſo ein Mittel vom Lande?" meint der Klaſſenlehrer ironiſch. „So ein Großmuttersmittel! Kann man das nicht wohlriechender machen? Du gleichſt beinahe dem Dachs, Werner. Nur ſchläft der im Winter und ſtinkt im Sommer. Du ſchläfſt aber das ganze Jahr."

Roman Werner fühlt bei dem Gelächter, das dieſen Worten folgt, einen heißen Haß in ſich aufſteigen.

Er weiß nicht, was ihm plötzlich den Mut gibt, zitternd am ganzen Leib, aber mit ruhiger Stimme zu ſagen:

„Wenn ich auch vom Land bin, brauchen Sie mich doch nicht auszuhöhnen!"

Der Klaſſenlehrer iſt einen Augenblick ſprachlos. Dann fühlt er, angeſichts dieſes blaſſen Jungen, der ihn aus großen Augen anſieht, eine kleine Scham. Er ſagt ärgerlich:

„Setz dich! Wenn du nur im Überſetzen auch ſo mundfertig wäreſt, dann hätteſt du heute ein beſſeres Zeugnis..."

Roman ſetzt ſich, bedrückt von der Wucht dieſer Worte.

Alſo wieder kein gutes Zeugnis!

Zwei Stunden ſpäter lieſt er mit verdunkelten Augen ſein Unglück. Hinlänglich, noch hinlänglich, ſparſam dazwiſchen ein ziemlich gut. Aber im Fleiß hat er gut. Und in den allgemeinen Bemerkungen ſteht: Schläft. Der Klaſſenlehrer hat es zum allgemeinen Gaudium auch in der Aula verkündet.

Wie im Traum geht er die Treppen des Gymnaſiums herab. Wie im Traum durch die Straßen, in denen das Getute und Geſchrei der Faſtnachtsnarren widerhallt. An den Läden hängen häßliche Großmutters- und Engländersgeſichter; ungeheure Narrenfratzen. Wie ein wüſter Spuk erſcheint ihm das alles. Er hat das Zeugnisheft in den blaugefrorenen Händen. Mechaniſch dreht er es ab und zu.

Er macht einen langen Umweg. Weit hinaus in die Ebene. Drüben ſteigen die elſäſſiſchen Berge in blauem Duft empor. Die Ferne eines heiteren Wintertages lacht.

Wer nur von der Stadt fort wäre! Weit fort! Und er denkt an das alte Haus in Betzhauſen, an die Störche auf dem Adler,

Digitized by Google

an die Eiswieſe beim Deichberg, auf der ſie lange Rutſchbahnen hatten, an die Äpfel, die Mittags im Backofen brieten, an alles Schöne und Gute, das er dort hatte. Und dann fällt ihm die ganze Gegenwart bergeſchwer aufs Herz.

Nein, es wird ihm nicht gelingen in der Stadt. Dem Vater nicht. Der Mutter nicht. Ihnen allen nicht. Sie ſind wie Stöcke, die man aus dem Mutterboden geriſſen und achtlos irgendwo hineingepflanzt hat.

Fleißig aber ſchläfrig. Wie harmoniert das zuſammen? Es ſoll wohl heißen: im ganzen dumm.

Was Vater dazu ſagen wird? Daß er einen dummen Sohn hat...

Eine unendliche Müdigkeit und Verdroſſenheit überkommt das Herz des Knaben.

Das iſt nun einmal ſo in ſeinem Leben: er muß ein Träumer ſein!

Er ſtarrt dem Rauche nach, der aus einem Fabrikſchornſtein ſich ſchwerfällig durch die dünne Luft des Wintertages wälzt. Wie hat es der Rauch ſo gut! Er ſteht lange und ſtarrt und wollte, er wäre der Rauch in der Luft und das Zeugnis in ſeinen Händen eine Rauchwolke...

10.

Das Leben geht weiter ſeinen unerbittlichen Gang. Mit verbundenen Augen ſchreitet es durch die unermeßliche Zeit, in der einen Hand die guten, in der anderen Hand die ſchlimmen Schickſale. Und die armen Menſchlein heben auf, was ihnen zufällt. Gutes und Böſes. So blind es ihnen zufällt, ſo blind nehmen ſie es auf. Wer vermöchte in dem Ganzen einen Sinn zu finden? Dieweil die weiſeſten ſich abmühen, ihn hineinzuleſen, iſt das Leben unbekümmert um Lob und Tadel, weitergeſchritten, ſchweigend, gefühllos, gleichgültig; ſeine ehernen Schritte wuchten durch die endloſen Sternenräume...

Es gibt eine Zeit, in der man vom Trug des Daſeins noch nichts weiß. In welchem man die Spielpfennige der ganzen Komödie noch für ächt, und den trügeriſchen Glanz, in dem das

Digitized by Google

große Unerforschliche zu Zeiten schillert wie ein furchtbar prächtiges Ungeheuer, für sein wahres eigentliches Wesen hält. O wie köstlich ist diese Zeit! Dieser zarte wunderbar feine Staub auf der Lebensblüte! Und wie so oft wird dieser Blütenstaub, dieser so empfindliche und scheue Schmelz von rohen Händen verwischt und zerstört!

Wie hold ist das erste Fühlen der Liebe! Welch goldig schimmerndes Gespinst zieht es wie einen Märchenschleier um alle Dinge! Und was macht das Leben aus diesem Schleier, der in allen zartesten Farben des Frühlings spielt! Wehe dem Träumer! Eines Tages wacht er auf — der Schleier zerreißt — und das Tierisch-Menschliche oder das rein Geschäftliche des täglichen Lebens steht vor ihm. Wie mancher endet seinen ersten Liebestraum mit einer Orgie, und wie manch anderer begräbt ihn, weil er einsieht, daß die Liebe eine staatlich konzessionierte Einrichtung ist, zu welcher er noch keinen Zutritt hat. Erste Liebe ist wie ein scheues Wild, hinter dem alle Mächte des gesunden Menschenverstandes oder des banalen Alltags her sind.

Aber wieviel zarter noch als das Geheimnis der ersten Liebe, wieviel verschämter noch und unsicherer ist jenes erste Erwachen des poetischen Triebes! Mit wie schmerzlichem Lächeln liest in späteren Jahren der Dichter seine ersten Versuche, dieses ungelenke verlegene Gestammel! Und wie schonen die Menschen im allgemeinen dieses erste schüchterne Keimen? Was haben sie für diese ersten Regungen des Genius? Ein Achselzucken, ein Gelächter, weise Lehren, kalte Sprüche! Wie traurig wenige haben Sinn und Verständnis für das, was sich da vorbereitet! Wie beelendend wenige Gefühl für den Seelenzustand eines Menschen, der beginnt, von Schaffensnot getrieben, sein Ich, sein schamhaftes junges Ich zu enthüllen! Wie gefühllos und täppisch werden da oft ganze Paradiese zerstört! Paradiese, die kein Erfolg des späteren Lebens wiederzugeben vermag...

Lernt, ihr Erwachsenen und vor allem ihr Lehrer, das Gemisch des werdenden Menschen verstehen; seinen Seelenzustand in jener gefährlichen Übergangszeit! Eure vornehmste Aufgabe ist das! Und wenn ihr ihn nicht versteht, so höhnt ihn nicht! Werft nicht die beschmutzten Steine eurer „Lebenserfahrung" in seinen Blütengarten! Ihr habt kein Recht, hartherzige Richter

Digitized by Google

zu sein, auch wenn es euch scheint, daß aus diesem gärenden Gemisch kein klarer Wein des Lebens werden wolle. Schonet den erwachenden Menschen, wofern ihr wirklich Lehrer sein wollt und keine abrichtenden Büttel... Werdet Freunde!

Roman Werner war nun einer der schlechtesten Schüler seiner Klasse geworden. Im fünften Schuljahr blieb er sitzen. Man hielt ihn unter den Lehrern jetzt so ziemlich allgemein nicht mehr für fleißig und unbegabt, sondern für faul und interesselos. Niemand hatte eine Ahnung davon, wie hier eine Seele von der anfänglichen Bahn fleißiger Arbeit durch Mißachtung und Nichtbeachtung, durch Spott und Verletzung in eine gleichgültige tatlose Einsamkeit und Absonderung gedrängt worden war. Man hatte in jener Zeit noch wenig Begriff für die individuelle Methode. Und die hätte er in hohem Maße nötig gehabt. Wie er die ersten drei Jahre seit seinem Eintritt in die Quinta des Gymnasiums verbracht hatte, wußte er selbst später nicht mehr recht zu sagen. Es war ein trauriger, elender Zustand. Er fühlte sich immer beiseite gesetzt: der ungeschickte Junge vom Lande.

Da, in der Obertertia, war seine Seele mit einem Male erwacht. Nach einer schweren Krankheit, einer Lungenentzündung. Mitschüler von ihm aus höheren Klassen, Söhne eines Bildhauers und eines Modelleurs, hatten dieses Erwachen befördert. Diese Knaben spielten oft Theater im Atelier des Bildhauers, in kindlicher Weise, mit theatralischen Posen: Don Carlos: die berühmte Szene mit der Gedankenfreiheit, Jungfrau von Orleans: Wir waren Freunde, Waffenbrüder. Sie schrieben Räuber- und Indianererzählungen für Zwanzigpfennigbüchlein, sie gaben eine geschriebene Monatsschrift mit Illustrationen heraus, die allen Ernstes auf dem Titel den Vermerk trug: Nachdruck nur gegen Quellenangabe gestattet. Sie lasen mit Leidenschaft Theodor Amadeus Hoffmann und besuchten die Vorträge des Arbeiterbildungsvereins. Sie gingen im Herbst und Winter beim Sturmgeheul in dem nahen Bergwald spazieren und suchten sich im Dunkel der Nacht in diese Schauergeschichten hineinzuträumen und zu phantasieren. In Roman Werner hatten sie, die alle selbst in der Schule zu den schlechten Schülern gehörten, bald einen Gleichfühlenden entdeckt. Er hatte

Digitized by Google

ſich ihnen mit Begeiſterung angeſchloſſen. Die geſchriebene Monatsſchrift imponierte ihm gar ſehr. Gern hätte er auch einen Beitrag geliefert. Aber er traute ſich nicht, Verſe zu ſchreiben. Es kam ihm als etwas Unglaubliches, Unmögliches vor. Er träumte davon und ſehnte ſich danach; ließ die Aufgaben Aufgaben ſein und lief in ſeliger Furcht und Hoffnung herum. Aber kein Gedicht ward aus dem quäleriſchen Ringen. Da geſchah es, daß er durch Vermittelung des Bildhauerſohnes ein Theaterbillett bekam. Mozarts Figaro. Eine blauäugige, ſchwarzlockige, üppig-ſchlanke Sängerin ſang den verliebten Pagen Cherubin mit einer ſinnlich-ſchmachtenden Stimme; jene Lieder von dem erwachenden Sinnenleben, von der holden Unraſt des erſten Liebestriebes, von der Bangigkeit und dem jähen Wechſel der Gefühle: bald Froſt, bald Hitze ... Roman Werner wußte nicht, wie ihm war. Wie betrunken von der Muſik kam er nach Hauſe; er hörte nichts von dem Schelten des Vaters und den verweiſenden Worten der Mutter; wortlos legte er ſich zu Bett und gab ſich der Wonne der Erinnerung hin. Es war eine wunderſchöne Herbſtmondnacht. Er ſtarrte in den ſilbernen Mond, der hell und hold über den Dächern ſtand und dachte an die Sängerin. An dieſen ſeltſamen Mädchenknaben und ſeine ſchlank-üppige, heiße, junge Anmut. O wie ſüß war doch das Leben! O wie berauſchend ſchön! Zuweilen machte ein Seufzer ſeinem vollen Herzen Luft. War das die Liebe? Liebte er dieſen Cherubin? Sonderbar, er konnte ſich die Sängerin in Mädchenkleidern gar nicht vorſtellen ... In einem Gewirr von Gedanken und Gefühlen ſchlief er ein. Mitten in der Nacht erwachte er an einem jähen, wilden und doch ſüßen Schmerz. Er wußte nicht, wie ihm war. Als hätte ſich ſein ganzes Leben mit einem gewaltſamen Ruck zuſammengekrampft. Eine Angſt überfiel ihn. Mit heftigem Herzklopfen lag er da und blickte in den Mond. Gegen Morgen erſt ſchlief er wieder ein und erwachte beim ſchönſten Herbſtſonnenſchein. Da ſtand ſofort dieſes bange Gefühl, das er in der Nacht gehabt hatte, und die holde Erinnerung an den Cherubin vor ihm, und mit einem Male klang es aus ſeinem Innern: Verſe. Dieſe Verſe trug er lange mit ſich herum, ohne ſie jemand zu zeigen. Endlich entdeckte er ſich dem Bildhauersſohn, der das Gedicht ſehr ſchön fand und es ſogleich in die Monats-

Digitized by Google

ſchrift aufnahm als erſte Dichtung der Nummer. Roman ging in einer ſtummen Glückſeligkeit umher. Die Vorwürfe und Spötteleien der Lehrer, die Predigten, die er zu Hauſe über den Ernſt des Lebens hören mußte, klangen an ihm vorbei. Was er nun in ſich hatte, das war ja gerade das große, ganze, volle Leben, die Wahrheit und der Ernſt des Daſeins. Theater, Leſen, Herumſchwärmen in Wald und Feld, all die wechſelnden Empfindungen mit der unbeſchreiblichen Süßigkeit des erſten Eindrucks auf ſich wirken laſſen, das war es, was ihm als das Wichtigſte erſchien. Und ihm gab er ſich hin wie in einer Art Hypnoſe. Wie ein Blinder, der jählings ſehend geworden iſt. Zuweilen überkam ihn eine jähe Angſt: der ungeheure Kontraſt zwiſchen dem, was die Schule und das Leben von ihm forderten, und dem, was ſein Liebſtes, Süßeſtes, Heiligſtes war. Aber dann gab er ſich heftiger und rückhaltsloſer noch dem neuen Leben in ihm hin. Er kam immer mehr zurück in der Klaſſe. Die Lehrer fanden und wußten keinen Grund für ſeine Teilnahmsloſigkeit, welche etwas Ärgererregendes hatte. Sein Vater hatte für ſeine Verſe, die bald ein zärtlich behütetes Heft mit ſchwarzer Leinwanddecke füllten, nicht das mindeſte Verſtändnis. Für alle poetiſchen und künſtleriſchen Dinge, ausgenommen Malerei und Bildhauerei, hatte er nur den einzigen Namen: Scheurepurzlerei. Man nannte auf dem Land die herumziehenden Komödianten Scheurepurzler, da ſie ihre Bühne oft auf dem Heuboden einer Scheuer aufſchlugen. Karl Werner verallgemeinerte dieſe Bezeichnung aus ſeiner Jugend und belegte alles nach Poeſie und Theater Riechende mit dieſem Namen ... Die Mutter ſchüttelte beſorgt den Kopf und gab Roman viele Ermahnungen. Aber heimlich hatte ſie ihren Stolz auf ihn und freute ſich, daß er etwas Beſonderes zu werden verſprach. In jener Zeit war auch einmal der Onkel Seifenſieder zu Beſuch. Er hielt Roman eine lange Strafpredigt über ſeinen Unfleiß, machte ironiſche Philiſterſprüche über ſeine poetiſchen Verſuche und endigte mit ſeiner Leib- und Magenphraſe: Trachten, nicht Dichten, lieber Neffe! Es war zweifellos, daß er es gut meinte damit. Aber was waren das für Roman mehr als Worte? Wäre es ihm möglich geweſen für eine gute künftige Lebensverſorgung all das Wonnige hinzugeben? Dieſes holde Liebes- und Lebensgefühl? Mit einem Male ein fleißiger, trockener

Digitized by Google

Musterschüler zu werden? So kam er mit jedem Tage weiter in seine Sonderstellung hinein.

Als die Versetzungszensur heranrückte, fühlte er einige Beklommenheit wegen der Eltern. Aber nicht mehr jenes anklagende Bewußtsein, das er in den früheren Klassen gehabt hatte, wenn er in dem einen oder anderen Fache eine Nachprüfung zu gewärtigen hatte. Die Schule hatte ihm nichts zu geben vermocht. Sie hatte ihm nur sein Liebstes und Höchstes zu verekeln gesucht. Welche Verpflichtung hatte er gegen sie? Von Anfang an war er wie ein Paria gewesen. Und jetzt, was machten die Lehrer aus dem, was ihn wirklich interessierte und beschäftigte? Öde, jeden Enthusiasmus vernichtende Übungen. Schablonen und Schema, wo er hinsah. Verstandesgemäße Schularbeit. Philosophischer Kasernen- und Gamaschendienst. Nirgends etwas für das Leben in seiner Brust. Mußte ihm diese Schule nicht verhaßt und gleichgültig werden?

Am Zensurtage fand zugleich ein Turnspiel statt, ein Wettkampf. Er sah dem Wettkampf zu, das Zeugnis mit der Nichtversetzung in der Tasche. Sein Klassenlehrer, ein rauher aber einsichtiger Mann, hatte ihn versetzen wollen. Aber der Mathematikprofessor, ein schneidig klarer Kopf und geschworener Feind aller Traumnaturen, und der französische Lehrer, ein ganz unfähiger, öder und obendrein lächerlicher Pedant, hatten ihn sitzen lassen... Es war ihm fast merkwürdig, wie kalt ihn alles ließ! Was lag ihm an dieser ganzen Schule! Mitten in dem Spiel ging er fort und klomm zur alten Burgruine hinauf, durch den sommerschwülen Wald. Er konnte an einer Wegbiegung hinuntersehen in die Stadt und auf den Turnplatz. Das Spiel war zu Ende. Sie nahmen den Sieger hoch auf die Schultern, um ihn, wie üblich, im Triumph nach Hause zu tragen.

Und wie würde er nach Hause kommen? Wie würde man ihn empfangen? Ihn, der dieses Mal gar repetieren mußte? Wie eine bleierne Hand legte es sich auf seine Brust. Und doch fühlte er in sich etwas, das ihn hob und trug. Würde er einmal Sieger in einem ganz anderen Wettkampf werden? Verworren stritt es in seiner Brust. Er kam sich unendlich glücklich und unendlich unglücklich vor. Warum war er nicht wie die andern Menschen?

Ja, warum? Die alten Buchen rauschten. Der Wald duftete

Digitized by Google

von Sommer. Alles um ihn war unendliche Schönheit, die nie etwas vom Schulſtaub gewußt hatte, und wiſſen wird. Und es fiel ihm auf die Seele eine bange Ahnung, wie ſchwer nur dem Menſchen das Leben wird.

Bedrückt ging er hinab, das zweite Jahr in derſelben Klaſſe abzuſitzen.

II.

Aus der Werkſtätte im Hof tönt Sauſen und Schnurren der Maſchinen, luſtiges Hämmern, das Pfeifen der Feilen, das ganze Geräuſch eines im vollen Gange befindlichen Betriebs. Im Hofe liegen große Weißblecheimer aufgeſchichtet, kleine runde gußeiſerne geteerte Töpfe von eigenartiger Form, eiſerne Gitter und Röſte von Straßenableitungen und andere Gegenſtände. Auf der Schwelle der offenen Werkſtatttüre ſteht Karl Werner im Geſpräch mit ſeinem neuen Aſſocié, dem früheren Werkmeiſter Raulla. Sie ſprechen über eine größere Lieferung, für die ſie Angebot machen wollen. Sie ſind über den Preis nicht einig. Karl Werner will alles ſo akkurat und gediegen wie möglich haben, und ſo kalkuliert ſich der Preis viel höher. Sein Aſſocié iſt der Meinung, daß man billiger arbeiten müſſe. Karl Werner wird hitzig. Sein Kopf wird rot. Er ſchiebt das Käppchen hin und her. Endlich ſtürmt er mit einem brüsken: „Das verſtehen Sie nicht! Pfuſcherei laſſe ich nicht aus der Werkſtätte hinaus!“ in die Wohnung. Er tritt in das als Bureau eingerichtete Zimmer, in welchem der Vetter Martin Gromer, der zum Maſchinenfach übergegangen iſt, am Zeichenbrett, und Frau Marie-Seph auf dem Schreibſtuhl am Pult ſitzen, in eifriger Arbeit. Er ſtürmt einige Male im Zimmer hin und her. Dann ſchleudert er die Worte hervor:

„Der Raulla muß aus dem Geſchäft. Mit Nichtskönnern und Pfuſchern arbeite ich nicht ...“

Frau Marie-Seph erwiderte nichts. Sie kennt dieſe Ausbrüche. Sie weiß auch, wie gefährlich es iſt, dem herriſchen Mann zu widerſprechen. Sie weiß, daß Karl Werner nicht daran denkt, mit Raulla zu brechen, da er ein ſehr tüchtiger und zuverläſſiger Mann und ein Praktiker durch und durch iſt. Karl Werner

Digitized by Google

ſchießt noch einige Male herum, dann geht er brummend ins Zimmer nebenan, nimmt Hut und Stock und ſtürmt fort, die Straßen durch, den Schloßberg hinauf. Plötzlich bleibt er ſtehen. Mitten in ſeine Erregtheit hinein iſt ihm die Löſung eines Problems gekommen, an dem er lange gebrütet hat. Und er kehrt um, die Idee zu Hauſe aufzuzeichnen. Ohne Erſtaunen ſehen ihn Frau Marie-Seph und Martin eine halbe Stunde ſpäter eintreten, zu Papier und Schiene und Winkel greifen. Das Ungewöhnliche iſt bei dieſem Manne ſchon ſo oft Ereignis geworden, daß ſeine Umgebung ſelten durch ihn außer Faſſung gebracht wird.

Nach langem Mühen und Sorgen ſcheint das Glück doch bei Werners einkehren zu wollen. Es waren harte böſe Zeiten geweſen. Was Karl Werner anfing, mißglückte. Er war bereits ſo gebeugt und zernichtet, ſo mutlos und mürbe, daß er eine Stellung an einer Maſchinenfabrik annehmen wollte. Da wurde die Kanaliſation der Stadt begonnen. Karl Werners immer reger Geiſt warf ſich ſofort auf dieſes Feld. Er fand mit ſeinen Konſtruktionen Beifall und Anerkennung bei dem bauleitenden Stadtbaumeiſter, die geſamte Lieferung der Maſchinerien für die Kanäle wurde ihm übertragen, nachdem Frau Marie-Seph mit ihrer gewohnten Findigkeit die Kaution aufgetrieben hatte. Nun war wieder Leben. Karl Werner arbeitete raſtlos, oft die Nächte durch, und zuweilen konnte er ſogar aufgeräumt und freudig ſein. In der Maſchinenfabrik, welcher er zunächſt die Fabrikation der neuen, bald auch patentierten Erfindungen übergeben mußte, trat er dem Werkmeiſter Kaulla näher. Dieſer hatte ſofort die große Tragweite dieſer Erfindungen erkannt und machte ihm den Vorſchlag, die Fabrikation ſelbſt in die Hand zu nehmen und nur den Guß der Maſchinenfabrik zu überlaſſen. Die beiden aſſociierten ſich, und mieteten eine Werkſtätte, die ſie bald vergrößerten. Allmählich dehnte ſich die Fabrikation aus. Karl Werner, in das Gebiet der Kanaliſationstechnik erſt einmal eingearbeitet, unterwarf nach und nach ſämtliche Vorrichtungen und Maſchinen derſelben einer tiefgreifenden Reform. Es war ihm nicht genug getan mit der Verbeſſerung und Neuſchöpfung der Maſchinerien für die Kanäle, er wendete ſeine Aufmerkſamkeit auch den Entwäſſerungseinrichtungen in Straße und Haus zu. Eine

Digitized by Google

Gedankenfülle strömte dem schaffensfreudigen Manne zu, welche er manchmal kaum bewältigen zu können schien. Mit der großen Arbeitslast steigerte sich leider auch seine in den Jahren des Unglücks großgewordene Erregbarkeit noch mehr. Und da er, aus einer Weingegend gebürtig, gerne schweren Weinen zusprach, so gab es gar manche unerquickliche und häßliche Szene in Werkstatt und Haus, durch welche die vielen trefflichen Eigenschaften des Mannes stark verdunkelt wurden. Er wußte dann nicht mehr, was er sprach und tat. Dazu hatte er Eigenheiten aus seiner Arbeiterlehrzeit fürs ganze Leben mitgenommen. Für die kaufmännische Seite des Betriebs hatte er gar keinen Sinn. Zuweilen schrieb er auswärtigen Bauämtern oder Firmen Briefe, die in ihrer lapidaren Art bereits den Keim eines später ausbrechenden Größenwahnes erkennen ließen, und wenn sie abgesandt worden wären, dem aufblühenden Geschäft die größten Ungelegenheiten bereitet hätten. Da mußten allerlei Praktiken ersonnen werden, um solch schlimmen Wirkungen zu begegnen. Mehr als einmal trug er, mißtrauisch, wie er war, solche Briefe selbst fort, und man mußte sie dann am Postamt zurückhalten, um ihm, wenn er ruhigeren Sinnes geworden, dieselben Briefe, in höflicher Form, vorzulegen. Er hatte dann die ganze Sache völlig vergessen und unterschrieb sie ruhig ... Wie viele Kämpfe und Streitigkeiten es da gab, davon wußte Frau Marie-Sephs trotz allem Vorwärtskommen nachdenkliches und ernstes Gesicht Geschichten zu erzählen. Nur die äußerste Geduld, eine wahrhaft rührende Liebe für ihren Mann ließen sie all die Widerwärtigkeiten, die Vorwürfe, wenn er vom Wein erhitzt war, die Beleidigungen wegen der Verwandten, seine immer stärker werdende Nervosität ertragen, ohne zu murren. In einem alten Gedichtbuch hatte sie die Verse Logaus gelesen:

Ein Kampfplatz ist die Welt;
Das Kränzlein und die Kron'
Trägt keiner, der nicht kämpft,
Mit Ruhm und Ehr' davon.

Das schrieb sie gewissermaßen als Motto über ihr Leben. Und ebenso tapfer und menschlich schön war es, wie sie von den Verwandten oder Bekannten nie ein tadelndes Wort über den Mann duldete, so bitteres Leid mit seiner Art er ihr zufügte. Immer

Digitized by Google

hatte ſie eine Entſchuldigung für ihn. Sie übte die Liebe des Evangeliums, mehr als tauſend andere Frauen, die jeden Tag mit Gebetbuch oder Roſenkranz in die Kirche laufen ...

Dieweil die Mutter ſo den „Ernſt des Lebens" gründlich auskoſtete, war ihr Sohn von einer praktiſchen Lebensauffaſſung und Betätigung immer weiter abgekommen. Das Jahr, das er hatte nachſitzen müſſen, hatte, wie immer, auch hier das Gegenteil von dem erwünſchten Zweck erreicht. Den ohnehin ihm unſympathiſchen Lehrſtoff als Zurückgebliebener unter Fremden und Jüngeren wiederkäuen zu müſſen, wie hätte das den auf ganz andere Ziele gerichteten jungen Menſchen locken können?

So wandte er ſich von der Schule ganz ab; und wenn er mitkam, ſo geſchah es nur, weil ein gutes Gedächtnis ihm zuweilen mit Erinnerungen aus dem Vorjahr aushalf. Dagegen begann er, bunt durcheinander, alle mögliche Literatur zu leſen und zu ſtudieren. Dies ſetzte ſich auch in den folgenden Jahren fort. Er hatte dabei einen Gleichgeſinnten, der es freilich fertig brachte, damit auch einen der erſten Plätze in der Klaſſe zu vereinigen: den Freund Ludwig Klingel, der nach der Verſetzung des Vaters in die Stadt ſeit einem Jahre auch das Gymnaſium beſuchte. Das Gegenſätzliche und Verwandte in den Naturen hatte ſie aufs neue und inniger verſchmolzen. Roman Werner war im ganzen eine träumeriſche Natur geblieben, und ſo blieb auch das, was er von ſeiner Empfindung zu geſtalten wußte in kleinen lyriſchen Gedichten: weich, ſchwermütig, unreifer Peſſimismus mit Lauten und Farben taſtender Naturempfindung, annoch ein Stimmungsgemiſch, von Lenau, Goethe und den Minneſängern; zuweilen auch ein herberer Klang darin. Klingel, der Ältere, zu Spott und mitunter Zynismus geneigt, gefiel ſich in der Traveſtierung der „Menſchenabrichter", wie er die Profeſſoren zu nennen liebte, und ſchrieb an einem großen ſatyriſchen Epos im Bänkelſängerſtil à la Jobſiade; dabei war er aber feineren und tieferen Gefühlen nicht unzugänglich, beſonders wenn der Wein, den er auf gemeinſamen Ausflügen in die romantiſch-ſchöne Umgegend gerne zu genießen pflegte, ihm warm machte. Da konnte es geſchehen, daß er, wenn Roman ein Gedicht vorgeleſen hatte, den Überraſchten umarmte und küßte ... Es war eine Freundſchaft,

Digitized by Google

die den beiden viel inniges Erleben, viel glückliches Genießen brachte. Und je mehr die Schule Roman fremd wurde, desto fester hing er sich an den Freund.

Denn in der Schule ward es ihm immer unbehaglicher. Wenn er diese Räume betrat, bekam sein sonst weiches Wesen etwas Trotziges. Er trug eine allzu offenkundige Verachtung der Schule zur Schau. Wenn er morgens gerade auf den Glockenschlag mit einer gewissen Nonchalance eintrat, mit derselben Nonchalance Antwort gab oder sie schuldig blieb, die Stunden über mit gelangweiltem Gesicht dasaß, mußte allerdings der vortragende Lehrer ärgererregende Empfindungen haben. Das Unglücklichste dabei war, daß man ihn in den Fächern, die er beherrschte, weil sie ihn interessierten, nicht gelten ließ. Er schrieb schon einen, wenn auch noch unsicheren, so doch ein wenig eigenen Stil. Das behagte nun wiederum den Professoren, welche die Aufsatzthemen gaben, gar nicht. Sie nahmen ihn auch hier für arrogant und suchten, ihn ihre Überlegenheit fühlen zu lassen. „Werner", hieß es, „Sie bilden sich immer ein, eine eigene Meinung zu haben, und tun sich viel zu gut auf Ihren originellen Stil. Sie haben weder das eine noch das andere. Aber auch, wenn Sie es hätten, brauchten wir es gar nicht." — Statt also den Schüler hier zu fassen und ihn so der Schule zuzuführen, stieß man ihn auch hier ab. Oder der eine oder andere Professor sah zufällig Bücher in seiner Hand, die ihm über den Schülerhorizont hinauszugehen schienen: den Parsifal, ein andermal den Faust. Oder Renans Leben Jesu. Dann lächelte er mitleidig, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Stopfen Sie sich nur den Kopf voll mit dem Mischmasch, Werner! Sie werden schon noch sehen, wohin das führt ..."

Das machte ihm den Lehrstoff erst recht verhaßt. Und um so trotziger zog er sich zu den Büchern zurück. Allgemach begann auch die Lust zu größeren Schöpfungen in ihm rege zu werden. Das Epos war es, das ihn lockte. Er schwankte zwischen mehreren Stoffen hin und her, bis er sich für einen antiken entschied; seltsamerweise. Es war die Geschichte von der Marmorstatue, welche auf das heiße Flehen des Schöpfers Leben erhält und in seine Arme herabsteigt. Er wählte gerade diesen Stoff, weil er die Seligkeit des Schaffens, zwischen Ungewißheit und Voll-

Digitized by Google

endung zitternd und schwankend, schildern konnte, und weil er zugleich einen frei seinen Weg ins Leben suchenden Künstler den Zünftlern und Schulmeistern gegenüberstellen wollte.

Mit diesem Stoff beladen, brachte er viele Stunden im Gespäch darüber mit Freund Klingel hin, dem besonders die satirische Seite des Planes wohlgefiel. Aber auch allein auf den stillen Pfaden am Fluß, wo er nur zuweilen ein Liebespärchen aufstörte, wenn er, vom „silbernen Mond, dem Gedankenfreund", geleitet, durch sprossende Birken oder im Sommer durch breitblättrige Buchengehege schritt. Dann dachte er manchmal auch an Nascha....

Aber das Leben sorgt für die Prosa, wenn der erwachende Dichter etwa gar zu sehr in dithyrambischen Schwung geraten sollte.

Als Roman eines Abends um zehn Uhr nach Hause zurückkehrt, findet er den Vater vor einer Flasche Wein am Tisch und die Mutter mit gedrückter Miene bei ihm sitzen. Des Vaters Gesicht ist hochrot. Er hat stark dem Wein zugesprochen. Nach den begeisterten Gesprächen, welche die Freunde gepflogen haben, wirkt dieser Anblick ernüchternd auf Roman. Er war dem Vater noch nie nahegestanden. Und je älter er ward, desto mehr merkte er, welche Dulderinrolle die Mutter spielte. Er hatte so manches anhören müssen, was ihn seit langem mit Widerwillen gegen den Vater erfüllte. Es schmerzte ihn. Aber er konnte nicht anders sein... Dazu kam, daß der Vater für diesen aus der Art geschlagenen Sohn wenig Sympathie mehr hatte. Er hielt ihn für einen Nichtstuer und Phrasenhelden...

Roman will nach kurzem Gutenachtgruß zu Bette. Da, an der Türe, ruft ihn der Vater.

„Wo bist du wieder herumsuitisiert, Suitier? Statt Schulaufgaben zu machen? Du wirst einmal Steine klopfen und im Armenhaus enden..."

Hier wagte die Mutter die Einwendung, daß Roman den ganzen Mittag mit dem Freund gelernt habe.

„Natürlich," eiferte der Vater, „das gute Mutterherz! Nur immer dem Herrn Filius geholfen! Du und dein Bub, ihr werdet noch ein Komplott gegen mich machen. Das wäre dann schön

Digitized by Google

für euch, wenn ihr euch von meinem sauer verdienten Geld mästen könntet! Ei ja! Das möchtet ihr... Komm einmal her, du! Ich sage dir, wenn du im Herbst nicht versetzt wirst, dann marsch! Ich kann keine Müßiggänger brauchen, die dem Vater noch mit fünfundzwanzig Jahren — und dazu kommt es ja — die Füße unter den Tisch strecken. Arbeiten soll der Mensch! Dann soll er essen! Gedichtlemachen und Sternegucken, das ist nichts für das Leben! Ehemals, wo du noch in der Vorschule warst, da glaubt' ich, es wird etwas aus dir! Jetzt bist du ein Stadtbub' geworden und hast den Kopf voller Possen und kannst nichts! Das merk dir: draußen in der Werkstatt ist ein Schraubstock frei. Da könnte es Arbeit für dich geben! Bring ein gutes Zeugnis heim oder wehe dir!"

Roman ist ganz blaß geworden bei diesen Worten. Er hat sich aufgerichtet. Über seinen Brauen gräbt sich eine Falte. Er an den Schraubstock?

„Das glaub nicht, Vater! Eher geh ich durch! Zum Lehrbuben laß' ich mich nicht machen!"

„So, du Scheurepurzler! Du! Das wollen wir noch sehen! Dein Vater war auch Lehrbub... Deinen ganzen Gedichtleskram reiß ich dir in Fetzen!"

„Erst mich!"

Da steht der Vater auf und geht auf den Sohn los. Der steht ruhig. Er sieht den Vater nur an mit großen, weiten Augen. Der sieht ihm mit kleinen, glühenden Augen zornbebend ins Gesicht. Dann greift seine Hand vorwärts nach der Brust des Sohnes. Wie ein roter Nebel schwimmt es vor den Augen des Vaters. Dem Sohn aber ist es, als müsse mit dem Schlag oder Stoß, der jetzt kommt, eine Entscheidung fallen. Und er reckt sich hoch.

Da legt die Mutter die Hand zur Beschwichtigung auf den Arm des Vaters. Und nun empfängt sie den Stoß, der dem Sohn zugedacht war, mitten auf die Brust. Sie wankt einen Augenblick. Dann tritt eine Träne in ihr verschafftes und verhärmtes Antlitz.

„Vater!" schreit Roman auf. „Vater... o pfui! Schäm dich!"

Es ist nach diesen Worten einen Augenblick Stille. Eine ungeheure Stille. Der Vater ist atemsuchend auf seinen Stuhl zurückgesunken.

Digitized by Google

Die Mutter aber ſchiebt den Sohn zur Tür hinaus.

„Geh!“ ſagt ſie rauh.

„Mutter!“

„Geh, ſag' ich! Bitte Gott daß er dir verzeiht, was du eben geſagt haſt zum Vater!“

Und hinter ihm macht ſie hart die Türe zu.

Da ſteht Roman im Flur, im Dunkeln.

Er lauſcht eine Weile. Dann hört er den Vater zu Bett gehen. Es wird ganz ſtille im Zimmer. Er ſteht eine Viertelſtunde. Eine halbe Stunde. Dann tritt er vorſichtig ein.

Die Mutter ſitzt am Tiſch. Das Lampenlicht ſchneidet ihr Profil hart und herb aus der das Zimmer erfüllenden Halbdämmerung. Sie ſtarrt auf ihre Hände, die abgeſchafft und faltig vor ihr auf dem Tiſche liegen. Ein dünner goldener Ring blinkt daran. Es ſieht aus, als wolle ihr Blick ihn an ein Verſprechen mahnen...

Er geht leiſe auf ſie zu. Sie ſieht auf und ihn an. Ein ganzes Schickſal liegt in dieſem Blick.

Da fällt er vor ihr auf die Knie und drückt ſchluchzend ſeinen Kopf in ihren Schoß. Sie ſtreichelt mit kalten Fingern ſeine Haare. Mechaniſch faſt. In ihr Elend verſunken....

Nebenan hört man das gleichmäßige Schnarchen des Vaters.

12.

In der Mehlgaſſe, nahe dem altertümlichen Kollegiengebäude der Univerſität, in einem kleinen, ziemlich baufälligen Hauſe mit breit vorſpringendem Erker, hatte Frau Kaulla ihre Putzmacherei eingerichtet. Eigentlich war die kleine lebhafte Frau aus Langerweile ans Putzmachen geraten. Als ihre Kleine vor drei Jahren in eine Kloſterpenſion gekommen war — es war dies das Werk des Vaters, der eine feſtigende Erziehung der kleinen Naſcha notwendig glaubte und ſie hier am meiſten zu finden hoffte —, da hatte ſich die Frau zuerſt troſtlos verlaſſen und einſam gefühlt. Der Mann den ganzen Tag in der Fabrik; ſie ganz allein. Das Kind bei fremden Leuten. Sie war nervös geworden, hatte an Schwindel und Herzklopfen

Digitized by Google

gelitten und war auf dem besten Wege gewesen, ernstlich krank zu werden. Da hatte ihr der Arzt geraten, sich eine bestimmte Beschäftigung für den freien Teil des Tages zu suchen. Und sie war auf den Gedanken gekommen, sich ihre Hüte für die Zukunft selbst zu garnieren. Sie hatte viel Geschick in solchen Dingen. Bald gab ihr auch die eine oder andere Nachbarin oder Bekannte eine Hutform zum Ausschmücken. Es dauerte nicht lange, so prangte am Fenster des Hauses Mehlgasse 12a ein Schild: Mathilde Raulla, Modes. So war Frau Raulla zu einem Putzgeschäft gekommen und wußte selbst nicht wie. Sie hatte noch zwei Gehilfinnen und bekam, da sie billig arbeitete, bald starken Zuspruch, und das Geschäft erweiterte sich immer mehr. Nach und nach konnte sie teurer werden und ward gesucht. Sie bewährte ihren guten natürlichen Geschmack und ihre Anpassungsfähigkeit an die Ideen der Bestellerinnen auch dann. Ihr gefiel das neue Leben sehr. Leute aus und ein. Plaudern. Von Bändern, Spitzen, Hüten, Federn, Blumen, Vögeln umgeben sein. Konnte man sich das Dasein angenehmer wünschen?

Nur Sehnsucht nach dem Kinde hatte sie. Ihr Herz hüpfte jetzt schon vor Entzücken, wenn sie dachte, daß Nascha nun bald bei ihr sitzen, mit ihr schwatzen, Federn, Bänder, Spitzen und Vögel für die Hüte aussuchen würde. Das liebe Kind! Sie konnte zuletzt vor Ungeduld auf keinem Stuhle mehr sitzen. Endlich kam der große Tag, der Nascha dauernd wiederbrachte. Aus dem Kinde war ein reizvolles Mädchen geworden. Voll schmachtender Frömmigkeit, was Frau Raulla ungemein rührte. Ihr Augenaufschlag war ein ganzes Gebet. Ein Gebet, das freilich mit seinem spielenden Aufleuchten in den blauen Sternen der Ruhe junger Herzen sehr gefährlich sein konnte. Sie war einfach klösterlich gekleidet, als sie zurückkehrte, und Frau Raulla nahm sich vor, ihre hübsche Tochter nun auch ordentlich zu kleiden.

Nun schien ein ewiger Sonntag in das Haus Mehlgasse 12a eingekehrt. Ein immerwährendes Geplauder, Gekicher, Gelächter. Man hatte Frau Raulla nie so lustig und flink gesehen, wie in diesen Monaten, die der österlichen Heimkehr der Tochter folgten. Es war, als sei in dieser Frau einer der bunten Kolibris in den Glasschränken lebendig geworden und flattere umher. Nascha

Digitized by Google

ging mit ihren weichen, etwas trägen Bewegungen umher. Und ward jeden Tag hübſcher.

Es iſt ein ſtrahlender Maitag. Sehr warm. Das Waſſer in den breiten, tiefen Rinnen läuft hell und luſtig an dem mit ſpitzen Steinen gepflaſterten Bürgerſteig vorbei. Oben an dem Erker des Hauſes blühen Goldlack und Vergißmeinnicht. Die Fenſter der Putzmacherſtuben ſtehen auf; ab und zu ſieht man einen Frauen- oder Mädchenkopf oben zwiſchen den Blumen hindurch. Man hört das Geplauder und Gelächter der Arbeitenden. Geht man die kleine, enge, finſtere, bei jedem Tritt knarrende Treppe hinauf, ſo trifft man oben auf eine gewöhnlich halboffene Glastüre, welche mit rotgeblümten Vorhängen verhängt iſt. Hier geht es in die Arbeitsräume. In den zwei kleineren Zimmern arbeiten die Putzmacherinnen, die jetzt fünfe geworden ſind, und eine ältere Tante der Frau Kaulla, die ſo eine Art Mädchen für alles im Hauſe bildet. Sie heißt Euphroſina Hugendeubel, iſt fünfundſechzig Jahre alt und hat ein ſehr komiſches Ausſehen. Am einen Fuße iſt ſie lahm, was ihre ohnehin ſchwerfälligen Bewegungen noch ſchwerfälliger macht. Ihre Naſe ſieht ſo aus, als ob ſie in ihrer Entwickelung plötzlich einen Naſenſtüber nach links oben erhalten habe und ſo ſtehen geblieben ſei. Merkwürdig iſt ihre Unterlippe, welche an die der Hexe mit den großen Lippen in dem Märchen erinnert. Dabei hat ſie kleine, geſchlitzte, braune Äuglein, welche unruhig in dem grotesken Geſicht herumfahren. Sie ſchwatzt furchtbar gerne, und hauptſächlich die Gelegenheit dazu hat ſie bewogen, zu der Nichte zu ziehen. Tante Roſine da, Tante Roſine dort, heißt es den ganzen Tag...

Nebenan arbeiten Frau Kaulla und Naſcha. Sie geben den Hüten noch den letzten Chic. Naſcha hat das Talent ihrer Mutter geerbt und hat oft ganz „entzückende Ideen". Sie arbeitet nur, was ihr paßt und wenn ſie Luſt hat. Daß ſich das Kind ja nicht überarbeitet!

In dieſer Stube verlebt Roman Werner glückliche Stunden. Naſcha iſt wiedergekommen, allen Reiz der erſten Jugend in ihren weißen geſchmeidigen Händen tragend. Und der ernſte ſinnende Freund der Kindheit mit den ſehnenden großen Augen hat ihr Herz nahe berührt. Er iſt hereingetreten in ihr Mädchenleben mit der Romantik des werdenden Dichters. Auch ein Lei-

Digitized by Google

denszug in seinem Gesicht geht ihr nahe. Sie fühlt es: er ist nicht glücklich. Sie fühlt es nur unbestimmt, denn sie ist noch viel zu jung, um vom Leid etwas zu wissen. Aber er kommt ihr so interessant vor. Und mit dem Wort faßt sie alles zusammen, was gemeinhin ein sechzehn- oder siebzehnjähriges Mädchenherz an Romantik fühlt. Er bringt Gedichte. Er erzählt ihr von seinem Epos „Jole"; so will er es nennen. Und er gibt ihr zu verstehen, daß von ihrem Wesen so viele Empfindung in seine Dichtung hinüberströme. Genug, um sie stolz erröten zu lassen. Aber wie tief ihr das alles geht, wüßte sie selbst nicht zu sagen. Sie ist nicht in dem Alter, in dem man sich Rechenschaft gibt.

Roman steht sich zum ersten Male dem erwachenden Sinnenreiz des Weibes gegenüber. Auch er ist noch viel zu jung, um die Frage zu erheben: Ist dieses Mädchen deines ganzen Strebens würdig? So, wie er sie vor sich sieht, so lockend, so warm, mit den wiegenden Bewegungen, der etwas verschleierten Stimme, den unerwartet aufblitzenden Augen, dem krausen, übermütigen Haar, ist sie ihm die Offenbarung der Jugend selbst, die er mitnimmt in sein ödes Heim oder auf seine heimlichen Gänge, wie den Duft von Hyazinthen oder Veilchen: eine heimlich berauschende Verheißung voll unendlich süßer Bangigkeit. Soll jetzt das Jugendidyll seine Vollendung finden?

Ja, sie wird den Frühling in seinem Herzen wachküssen. Den so lange Zeit wie von einem schweren Frost begrabenen. Das trauliche Dorf steht vor seinen Blicken. Bild reiht sich an Bild. Und er denkt an jenen Kuß an der Himbeerhecke hinterm Haus...

Und er erbebt bei dem Gedanken an den Augenblick, da sein Mund diese roten vollen Lippen wieder finden soll...

Er geht wie in einer seligen Betäubung umher. Ein Drängen ist in ihm, ihr alles zu sagen. Und doch vermag er's nicht...

Und dieweil gehen die blauen Tage durchs Land und lächeln still über knospende Rosen. Jeder Tag scheint ein Fest und jede Nacht eine stille Liebeshymne...

Digitized by Google

Hoch die Luft und auf die Herzen!
Goldne Tage! Veilchenzeit!
Abgetan die dumpfen Schmerzen!
Jedes atme Seligkeit!
Jauchzet, weil euch Heil geschah:
Winter ist tot: der Lenz ist da!

So klang ein Lied, von kräftigen Gymnasiastenstimmen gesungen, durch den Maitag, in welchem schon der kommende Juni seine Farben ahnen ließ. Am Tage vorher hatte das Gymnasium sein dreihundertjähriges Bestehen gefeiert, und heute hat sich eine Schar Primaner mit verwandten oder bekannten Mädchen und Müttern zu einem fröhlichen Ausflug an den in den Bergen liegenden Waldsee zusammengefunden. Auch Roman befindet sich unter ihnen. Er, der sonst allen gemeinsamen Vergnügungen so abholde, hat Nascha und ihre Mutter eingeladen; er hofft, auf diesem Spaziergang zu einer Aussprache mit Nascha zu kommen. Und beide sind voll Vergnügen bei der Partie. Für Nascha wie ihre Mutter ist solch ein Ausflug noch etwas Neues. Zum ersten Male fühlt sich Nascha so recht mitten im Rausch und Strudel unternehmender Jugend! Welch jauchzendes Steigen durch die uralte Tannenpracht! Wie die bunten Frühlingskleider leuchten! Die Wangen glühen! Die Herzen pochen! An einer Wegbiegung, wo man hinaussieht auf das liebe alte Dächergewirr und das Münster, schlank aufsteigend und in Lichtwonne sich badend, weit ins duftumwobene Rheintal und auf die blauen Vogesen, da machen sie Halt und beginnen eine neue Strophe, da das Steigen die Sänger allmählich hatte stumm werden lassen.

Wo rot ein Mund im Fenster lacht,
Da jauchzen wir hinauf:
Du Schwester junger Rosenpracht,
Tu auf dein Herz, tu's auf!
Und jedes helle Augenpaar
Entrinnt uns eher nicht,
Bis es geschwänzig wie ein Star
Von lauter Liebe spricht.

Lusterfüllte Lenzgedanken,
Wenn das junge Grün entsprießt!
Wie ums Herz sich Wünsche ranken,
Das voll lauter Sonne fließt!
Öffnet euch, Herzen, fern und nah:
Das Glück klopft an, das Glück ist da!

Digitized by Google

... Roman ſchreitet in ſeliger Hoffnungswonne neben Naſcha. Er hat ihr heute eine Nachricht mitteilen können, die für das Herz eines ſo jungen Autors einen ewigen Maitag mitzubringen ſcheint: ſein Künſtlerepos „Jole" hat einen Verleger gefunden! Welche Roſengewinde von Lebenshoffnungen ſpinnen ſich um dieſe Nachricht! Nun braucht ihm nicht mehr bange zu ſein! Nun iſt der Weg beſchritten, das Tor iſt aufgetan, die Laufbahn kann beginnen! Wie leicht in dieſen trunkenen Gedanken ſind alle Schwierigkeiten überflogen! Alles wird, alles muß gut gehen!

Naſcha iſt mitgeriſſen. Lockend wie die Schmetterlinge über den Bergweg gaukelt die Zukunft vor ihr. Es wäre doch wunderſchön, die Frau eines gefeierten Dichters zu werden! In Berlin oder München zu leben! Welt und Leben des Künſtlers kennen zu lernen! Und als er ihr gar mit ſtockender Stimme ſagt: das Epos würde ihr gewidmet ſein, ihr, der Freundin der Jugend, „Naſcha zu eigen", werde es auf dem Blatt hinter dem Titel heißen, da iſt ſie bezwungen. Welches Mädchen der Stadt kann das von ſich ſagen? Der Augenaufſchlag, der ihn für dieſe Huldigung belohnt, verſetzt ihn in einen völligen Taumel.

Und ſo ſchreiten die beiden jungen Menſchenkinder durch den lichtgrünen Wald. Oben ſchwimmen die ſtillen, ſeligen, ſilbernen Himmelswolken. Der Mai lacht und der Kuckuck ruft. Und von neuem beginnt das Mailied der Gymnaſiaſten:

Jugend, wonneſame Blüte!
Heute, ſüßes goldnes Heut'!
Spende jeglichem Gemüte,
Was dein reichſter Schatz nur beut.
Jauchzet, weil euch Heil geſchah:
Winter iſt tot, der Lenz iſt da!

... Roman betrachtet Naſcha mit Entzücken. Sie hat eine blauſchimmernde ſeidene Bluſe angetan; ein großer ſilberner Käfer ſchließt das Band ab, das um die Taille geſchlungen iſt. Ein reizend kapriziöſes Strohhütchen beſchattet ihr zartes und doch friſches Geſichtchen. Der Ausſchnitt der Bluſe zeigt den weißen Hals mit dem ſchwellenden Buſenanſatz und im Hals ein allerliebſtes Grübchen. Sie geht mit ihren eigenartig wiegenden Bewegungen. Und die Augen, die blauen, ſpielenden Augen ... ſie lachen und locken!

Digitized by Google

O Roman Werner, halt feſt dein Herz, törichter Knabe! Umriegle es dreifach und vierfach!

Und ſie rudern im Kahn über den See, und ſie gehen im prächtigen alten Buchenwald jenſeits des Sees und ſehen ſein Waſſer drunten liegen, blau und magiſch ſchimmernd. Die Mutter iſt mit einer ihr bekannten Frau etwas voraufgegangen. Die beiden aber ſehen ſtill hinab. Ihre Herzen klopfen.

„Er iſt ſo blau wie deine Augen, Naſcha!“ ſtammelt er und ärgert ſich innerlich, daß er nichts Beſſeres zu ſagen weiß. Und ſie errötet und bohrt mit ihrem Sonnenſchirmchen in dem von Ameiſen überlaufenen Grund.

„Es war doch ſchön,“ begann er wieder, „damals, als wir noch Kinder waren...“

Sie nickt wortlos.

„Wir waren einander recht gut...“

Da ſagt ſie haſtig:

„Mutter iſt ſchon ſo weit voraus!“

Sie gehen wieder eine Weile. Jetzt möchte er es ſagen. Und kann doch nicht.

Und ſie fürchtet ſich davor.

Und er bleibt ſtill. Aber zwiſchen ihnen ſchreitet unſichtbar die gütige Fee der Kindheit und tut ihre jungen heißen Hände leiſe ineinander. Ihre Herzen klopfen durch den Wald. Eine unbeſchreibliche ſüße Angſt iſt in beiden.

So gehen ſie dahin, mit dem holden unausgeſprochenen Geheimnis...

Aber als er des Abends — der Mond ſteht ſchon am Himmel — von ihr Abſchied nimmt im dunkeln Hausflur, da faßt er ein Herz. Und er fragt ſie, indem er ſie zitternd umſchlingt:

„Naſcha, haſt du mich lieb?“

Sie gibt keine Antwort; aber ſie läßt ſich willenlos küſſen. Die heißen roten Lippen.

Purpurne, klingende, ſchwingende Nacht des Glücks um die beiden...

Er weiß nicht, wie er auf die Gaſſe gekommen iſt. Sein Herz hämmert. Ihn ſchwindelt.

Er geht durch die mondſcheinbeſchienenen Straßen. Die roten

Digitized by Google

Kastanienblüten leuchten durch den Abend. Eine wunderbare Fröhlichkeit überall. Mai, o Mai!

Und er stammelt vor sich hin:

„Nascha! O Nascha, süße ..."

13.

Naschas Natur bewegte sich gern in Gegensätzen. Lustig und schwermütig. Leidenschaftlich und apathisch. Sinnenwarm und frommskrupulös. Ausgelassen und frei, wie selten Mädchen, und dann wieder peinlich bedacht auf den guten Ton. Leichtsinnig und träumerisch. All das folgte in ihrem Wesen oft ganz unvermittelt. Gab es ihm seinen Reiz, jenes Schillernde, Spielende, so brachte es doch auch manche Qual und forderte viele Geduld.

Noch hatte das Leben diese Gegensätze nicht voll entwickelt; aber ihr Zauber war schon jetzt wirksam. Auf eine lyrisch veranlagte, sensible, Stimmungsreizen sich unbewußt hingebende Natur, wie die Roman Werners, mußte Nascha einen berückenden, völlig in Bann nehmenden Eindruck machen. Zwar tauchte ihm aus der Kindheit mehr als einmal die Erinnerung an jenen Nachmittag an der Himbeerhecke auf und die jähe Ernüchterung, die er des Abends erfahren hatte. Damals hatte sich im Kinde blitzartig das Zwiespältige ihres Wesens geoffenbart. Aber welcher Liebende wird über den Gegenstand seiner Leidenschaft nüchterne Betrachtungen anstellen in jener ersten Zeit, da das Gefühl mit der ganzen Übermacht seiner Frische auf ihn eindringt?

Das Unberechenbare ihres Wesens mußte Roman gleich am Tage nach dem heißen Abschied im Hausflur erfahren. Sie machte ein ernstes Gesicht, als er eintrat; erwiderte flüchtig mit lässigen Fingern seinen Gruß. Ihre Finger waren kalt bei dieser Begrüßung; daran hätte er ihre innere Erregung erraten können. Aber er empfand nichts als diese flüchtige, gleichgültig scheinende Begrüßung. Beklommen setzte er sich ihr gegenüber, während sie mit hastigen Fingern ein Veilchenbukett auf einen schwarzen Strohhut nähte. Ihre Mutter war ausgegangen. Die Türe

Digitized by Google

zum Nebenzimmer war zu. Man hörte von Pausen unterbrochen das Lachen und Schwatzen. Ein Gewitter lag in der Luft und brütete mit seiner Schwüle auch in dem stillen Zimmer, wo die beiden jungen Menschen saßen.

„Nascha!" sagte er schüchtern und innig, mit einer Stimme, welche durch die innere Bewegung etwas Gebrochenes bekam.

„Nascha" ... wiederholte er.

Da sah sie auf mit verdunkelten Augen. Er war betroffen über den Ernst, der darin lag.

„Ich habe die halbe Nacht nicht geschlafen," sagte sie mit halblauter Stimme. „Es war doch eine Sünde, was wir gestern getan haben ..."

„Sünde, wenn man sich liebt?"

„Wir sind noch viel zu jung zur Liebe ..."

„Nascha!"

Roman war aufgesprungen und ging hin und her. Dann blieb er vor ihr stehen.

„Nascha, hast du mich nicht lieb? Sieh mich einmal an! Das soll Sünde sein, was da hin und her strömt ... Unsinn!"

„Wir sind ja noch halbe Kinder — und da ist es eben Sünde!"

„So soll ich dich nicht mehr liebhaben dürfen?"

Es war einen Augenblick stille. Eine Hummel surrte durch das offene Fenster herein und tanzte brummend um die Goldlackstöcke, die einen schweren, süßen Duft verhauchten.

Sie hatte den Kopf tief auf die Arbeit gebeugt. Nun erhob sie ihn. Sie schnitt mit der Schere einen Faden ab; betrachtete den Hut; drehte ihn hin und her. Dann schlug sie die Augen auf und sah ihn an. Und da kam und ging es wie ein Blitz. Dann sagte sie leise:

„Du sollst mich lieb haben; aber nicht mehr ... küssen —"

Er sah in ihr entschlossenes Gesicht. War das die Nascha von gestern? Die willenlos hingegebene?

Es wallte fast etwas wie Zorn in ihm auf. Etwas von skeptischer Brutalität. Er hätte ihr am liebsten zugerufen: Mach doch keine Faxen! Was sich liebt, das küßt sich auch!

Aber wie er sie vor sich sitzen sah in dem Blütenzauber ihrer siebzehn Jahre, fühlte er sich bezwungen. Er fühlte, daß sie mit ihm machen könne, was sie wolle. Und daß er in jene Ab-

Digitized by Google

hängigkeit geraten sei, welche die schlimmste auf Erden ist: die vom Weibe ...

„Nun, hast du mir kein Gedicht mitgebracht?" fragte sie nach einer Weile.

Der Sommer ging hin. Ein stiller, schöner Sommer.

Nascha traf Roman zuweilen außerhalb der Stadt. Er war glückselig, wie lieb und gut sie sein konnte. Und nur zuweilen störte ihn etwas Abgerissenes, Sprunghaftes in ihrem Wesen. Er las ihr viel vor auf diesen Spaziergängen. Auch redeten sie manches von der Zukunft. Eigentlich er mehr als sie. Nascha hörte ihm meistens stille zu und ihr Gesichtchen war nachdenklich. Manchmal lag dann auch in ihren Blicken und ihren Worten etwas wie Unsicherheit. Er fühlte das mehr, als er es merkte. Und dann ward er traurig. Aber ihr weicher, inniger Händedruck verscheuchte jedesmal dieses Unbehagen.

Nur küssen durfte er sie nicht. Einen ganzen Sommer lang leuchteten ihre Lippen vor ihm, wie reife Erdbeeren einem durstenden Wanderer zunicken. Und er durfte nicht davon genießen ...

Und der Herbst kam. Und Roman ward beklommen. Nascha sollte in das „Leben" eingeführt werden. Die Zeit der Tanzstunde nahte. Es lag ein Unausgesprochenes zwischen den beiden.

„Warum nimmst du nicht auch Tanzstunde?" fragte sie ihn einmal. „Auch der Goethe hat tanzen gelernt."

„So? Mag sein! Aber ich — und Tanzstunde! Gott soll mich behüten vor dieser Biedermeierei!"

Da ging sie rasch hinaus.

Der Winter kam — und Nascha besuchte die Tanzstunde.

Sie hatte Verehrer. Man holte sie in feinen Chaisen ab. Man schickte ihr Bukketts. Studenten und Gymnasiasten der Oberprima schnitten ihr die Cour. Ihr eigenartiges Wesen verdrehte manchem den Kopf. Kein Mädchen der Tanzstunde gab sich mit so viel Freiheit und Keckheit. Und keines konnte so gründlich heimleuchten wie sie. Natürlich hatte sie auch Feindinnen. Und man ließ es nicht an bissigen Bemerkungen über das naseweise junge Ding fehlen.

Roman erfuhr von diesen Dingen in der Schule. Er sah auch ihren Namen in die Bänke eingeschnitten. „Nastasi" nannten

Digitized by Google

ſie die tanzenden Jünglinge. Ihre Keckheit gab zu manchen Gerüchten Anlaß. Man erzählte: ſie habe ſich ein goldenes Armband ſchenken laſſen. Ein anderes Mal: ſie ſei mit einem Frankonen in einer Konditorei geſehen worden. Und dergleichen Tratſch mehr. Roman brannte der Kopf bei dieſen Geſchichten. Eine dumpfe zornige Eiferſucht überkam ihn. Er begann, alle Leiden einer heimlichen Liebe durchzukoſten; einer Liebe, welche ſich in flüchtige Augenblicke, abgeriſſene Sätze, haſtige Händedrücke zurückgedrängt ſieht, während Fremde den Löwenanteil der Zeit in Anſpruch nehmen.

Unter dieſen Leiden entwickelte ſich der Zug zum Ironiſchen in ihm. Das Erbteil ſeines Freundes, der ſeit einem Jahre eine auswärtige Univerſität beſuchte. Er begann die Geſellſchaft und ihre Moral zu prüfen. Er fand es lächerlich, daß er Naſcha nicht küſſen durfte, während irgendein beliebiger Tänzer, ein ihr ganz fremder Menſch, ſie um die Taille faſſen konnte, deſſen Blicke ſie ihre Arme und ihren Buſen preisgab. Er fand dieſe Courſchneiderei im Ballſaal, wo ſie ſich unter den Augen der Mütter ruhig ausleben durfte, und die Prüderie im ſonſtigen Leben perfid und verlogen. Er fing an, einzuſehen, daß das alte Kauf- und Tauſchverhältnis für das Weib noch immer dasſelbe ſei; nur überzuckert. Noch immer war es eine Ware, und dieſe Tanzſtunden und Ballvergnügungen waren die Marktgelegenheiten. Beſonders läppiſch fand er die Ballſpiele: die Kotillons mit Überraſchungen; die Orden, welche den Tänzern umgehängt werden; all der Krimskrams, an dem monsieur et madame tout le monde eine ſo große Freude haben. Er verhehlte Naſcha ſeine Anſichten über dieſe Dinge nicht. Bei einem Balltournier hatten ſich die Jünglinge rote Papierherzen vorgebunden und mußten ſich mit Holzſchwertern duellieren; wer den anderen ins Herz traf, war der Sieger, bekam ein Lorbeerzweiglein und durfte mit der Tournierkönigin tanzen. Naſcha war die Königin und konnte nicht umhin, einigermaßen ſtolz darauf zu ſein. Roman fand dieſe Geſchichte für das Abgeſchmackteſte von allem. Er übergoß ſie mit ätzendem Spott; ja, er dichtete eine komiſche Ballade: Das Roſa-Papierherz, und überreichte ſie Naſcha mit feierlichem Ernſt. Sie ſah ſich verſpottet und ward böſe. Er gönne ihr auch gar kein Vergnügen mit ſeiner dummen Eifer-

Digitized by Google

ſucht. Er ſchwieg ſtill; ging nach Hauſe und hätte die Erde in die Luft ſprengen mögen. Bald hatten ſich die beiden jungen Menſchen in eine gegenſeitige Verbitterung hineingearbeitet, die höchſt unerträglich war. Sie ſuchte lieb und freundlich zu ſein; er nahm es als Maske und war gleichgültig. Dann kam er reuevoll und wollte gut und zärtlich ſein; dann war ſie ſchnippiſch und gereizt und hatte eine Art, ihn obenhin zu behandeln, die ihn halb verrückt machte. Ihr gingen alle dieſe Dinge weniger tief. Aber er verzehrte ſein junges Herz in Qual.

Die bitterſte und tiefgehendſte Enttäuſchung fügte ſie ihm zu, als ſie die Widmung ſeiner „Jole“ ablehnte. Das ginge nicht. Sie würde das Geſpäch der Stadt werden. Man ſpreche ſchon jetzt davon, daß er ſoviel ins Haus komme. Wie erſt dann! „Und es gehört mir ja doch, nicht? fügte ſie mit einem warmen Blick hinzu. „Was brauchen die Leute von unſerer Heimlichkeit zu wiſſen!“

Er erwiderte nichts, ſondern ſah ſie nur mit traurigen Augen an. Und zugleich lag darin ein Hauch von Verachtung für ihre Kleinlichkeit. Das war für ihn das Symbol dafür, daß ſie in den äußerlichen Kleinigkeiten jener jämmerlichen Vergnügungen, in dieſer Philiſterwelt ihr Ziel gefunden habe. Das ſtand nun für ihn feſt. Denn er war, wie die Jugend, ſchnell fertig mit dem Urteil. Alles, was er ihr von ſeinem Schaffen und ſeinem Wollen erzählt, von der gemeinſamen Zukunft: er Dichter, ſie ſeine vergötterte Muſe, — von der Unzertrennlichkeit ihres Weſens und ihrer Beſtimmung füreinander, von all dem Schönen, Großen, Jauchzenden, das werden ſollte, das war alles nichts. Er bereute, daß er ihr das alles vorgeplappert hatte; daß er ſein Innerſtes vor ihr enthüllt, daß er ihr ſeine beſten Verſe gedichtet hatte. Er dachte an ſo manche halb ſchlafloſe Nacht, wenn er von ihr gegangen war. An ſo manche in Sehnſucht nach ihrem Reiz verträumte Stunde hoch im Bergwald... Sie ſchämte ſich ſeiner. Er war ihr unbequem. Sie wollte ihn los ſein. Und das war der letzte Schlag. War ſie denn das wert geweſen, was er ihr gebracht hatte? Es ſchien einmal ſo. Es war einmal ein Sommer geweſen. Kein Sommer mit Küſſen. Aber mit heimlichen Blicken, innigen Händedrücken, Boten der Liebe hin und her. Sie ſchien ſo dankbar für die Bücher, die er

Digitized by Google

ihr brachte; all die Worte, die er zu ihr redete. Und jetzt ... Jetzt ließ sie ihn fallen! Den uneleganten weltungewandten Menschen, dem Tanzstunden und all derlei ein Greuel war ... darum! Darum ließ sie ihn fallen.

Und er sah sie lange an.

„O Nascha!" sagte er. „Ich wußte nicht, daß du noch so ein Kind bist. Du hast Freude an all dem Flittergold! Du willst dich amüsieren und gefeiert sein. Ich bin kein Tanzstundenherr, ich bin nicht fein, ich bringe dir keine Buketts für drei oder fünf Mark und ich bin keine Aussicht fürs Leben. Gott weiß, wie es mit mir noch werden wird. Ich weiß es selbst nicht. Die, welche dir raten und dich beschwatzen ..."

„Niemand rät mir und beschwatzt mich ..." stieß sie mit roten Wangen hervor.

„Um so schlimmer, wenn das aus dir selbst kommt!"

„Du hast kein Recht, mich so zu behandeln! Was soll ich denn tun? Alle Mädchen in meinem Alter nehmen Tanzstunde. Ich kann doch nicht wie eine Nonne leben. Da wäre ich schon lieber im Kloster geblieben. Was kann ich denn dafür, daß ..."

Sie hielt inne. Und fuhr dann um so lebhafter fort:

„Seit Monaten verspottest du mich nur! Du gönnst mir kein gutes Wort. Du lebst mir zuleide ... du ... Ich dulde das nicht mehr! Ich lasse mich nicht tyrannisieren!"

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Tröste dich! In den nächsten Monaten wirst du nicht oft Ursache haben, dich über mich zu erregen. Adieu ..."

Er sah sie noch einmal an, dann kehrte er sich kurz um. Aber an der Treppe wandte er sich und sagte:

„So, jetzt werde ich der ‚Jole' noch ein lustiges Kapitelchen anhängen. Es ist jetzt genug mit dem Zuckerwasser ..."

„Roman!"

Es klang wie durch unterdrückte Tränen.

„Du hast mich nicht lieb ... sonst könntest du nicht so sprechen! So häßlich!"

Und die blauen Augensterne leuchteten wieder in blitzähnlichem Glanze. Zukunftverheißend. Glückverheißend.

Es quoll ihm warm zum Herzen. Warum nahm er sie jetzt nicht an seine Brust?

Digitized by Google

Da fiel ihm plötzlich das rote Papierherz ein. Und sie strahlend, lächelnd, beglückend als Ballkönigin.

„Ach was, Quatsch!“ sagte er rauh und ging.

Und an der gemachten Pose dieses Abgangs ergötzte er sich ingrimmig noch den ganzen Nachmittag. Aber als es Abend war und er über seinen Büchern brütete, da flossen ihm die Tränen über die Wangen ...

14.

Das Epos „Jole“ erschien gegen Ostern unter dem Pseudonym: Von einem Epigonen. In weißem Leinenband und Rotschnitt. Roman hatte noch ein Anfangskapitel im Stile Offenbachscher Operetten und ein Nachwort à la Heine hinzugefügt. So waren die wirklich Talent verratenden lyrischen und episch-dramatischen Stellen um ihren eigentlichen Ernst gebracht und man wußte nicht: solle das Ganze ein Gedicht oder eine Farce sein. Aber in seiner halb träumerischen, halb kecken Art war es nicht übel zu lesen.

Für die Primaner des Gymnasiums, denen der Verfasser kein Geheimnis war, wurde das Buch ein Ereignis. Mit einem Schlage war Roman, der schon immer eine ungewöhnliche Rolle gespielt hatte, von einem romantischen Nimbus umwoben. Das Büchlein wurde von verschiedenen gekauft — es prangte dem Gymnasium gegenüber im Buchladen — und ging von Hand zu Hand. Besonders die kecke Verspottung darin gefiel. Es war gewissermaßen ein Trotzlied wider die „Schiffer“, wie man die Professoren hieß.

Diese selbst, das hohe Kollegium, waren in einiger Verlegenheit, wie sie sich zu dem Fall stellen sollten. Es war bisher in den Annalen des Gymnasiums unerhört, daß ein Schüler ein Buch herausgab. Und noch obendrein mit dieser Verhöhnung der Antike. Was tun? Man brachte die Sache bei der Konferenz zur Sprache und der Schöngeist des Gymnasiums bekam vom Direktor den Auftrag, das Buch auf seine Qualität zu untersuchen.

Eines Morgens, vor der lateinischen Stunde, ward Roman Werner vom Klassenlehrer angehalten. Dieser, ein Junggeselle,

Digitized by Google

passionierter Musiker und voller Ironie, hatte eigentlich keine Abneigung gegen ihn. Er hatte ihm sogar wie ein anderer Lehrer in früheren Jahren, in ein paar Dingen die Stange gehalten. Er hatte auch das Büchlein gelesen und manches nicht schlecht gefunden. Aber er war ein Feind der Offenbachschen Operetten, und dieses Genre fand er da wieder. Und das machte ihm die ganze Sache verdächtig.

Er setzte Roman in seiner kaustischen Art, unter seiner goldenen Brille schief hervorguckend, auseinander, daß man sich in Lehrerkreisen mit seinem „Elaborat" befaßt habe. Roman zuckte bei diesem Wort etwas zusammen. Man habe es gelesen, sehr unreif befunden und erteile ihm den Rat, für die Zukunft vorsichtiger zu sein in seinen Veröffentlichungen. Der Herr Professor Röckel habe sich die Mühe genommen, das Buch auf seine metrischen und stilistischen Fehler durchzusehen; habe allerdings dabei eine Menge rote Tinte verbraucht. Wenn es ihn für eine zweite Auflage — hierbei verzog sich das Gesicht des Professors zu allerlei mokanten Falten — interessiere, diese Fehler zu bessern, so möge er sich an den Herrn wenden. Das Beste wäre gewesen, er hätte das „Opus" zuerst seinen Lehrern gezeigt. Und die würden ihm sicher abgeraten haben. Im übrigen lege man ihm sehr wohlwollend nahe, die Literatur jetzt beiseite zu lassen und sich ernsthaft mit den Dingen der Schule zu beschäftigen. Er wisse ja selbst, wie nahe das Abiturium sei ...

Als der Klassenlehrer sah, wie bleich Roman dastand, überkam ihn doch ein Gefühl des Bedauerns. Er klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Na, nichts für ungut! Jeder macht einmal Streiche!"

Roman saß in dumpfem Brüten.. Also — zensiert wie ein Schulaufsatz! Wie ein Schulaufsatz. Mit roten Strichen am Rand. Und den üblichen Schulaufsatzbemerkungen: Ausdruck. Übergang.

O, diese Federfuchser!

Aber er wird es ihnen schon zeigen!

Und er reckt sich und streckt sich.

Und das gefürchtete Examen naht. Roman ochst und ochst. Er will; er muß bestehen. Er steht um fünf Uhr auf und abends

Digitized by Google

hört ihm die von den Geschäften des immer sich erweiternden Betriebes abgerackerte Mutter die Geschichtszahlen ab, seine ganz besonderen Freunde. Nascha sieht er ab und zu. Und eines Tages begegnet ihm die Tante, die ihn immer gern gemocht hat. Sie zwinkert ihm mit den unruhigtn Äuglein zu und sagt ihm: Nascha werde auf ein Jahr nach Frankreich gehn. Nach Paris. Zu Verwandten. Französisch lernen. Die Welt sehen.

„So!" sagt er ruhig. „Ich wünsche ihr viel Vergnügen!"

An einem sommerlichen Tage, kurz vor dem schriftlichen Examen, geht er hoch in den Wald gegen den Schönberg zu. Es ist ihm schwer ums Herz. Wie wird die Zukunft werden? Wenn nun nichts aus ihm würde? Sein Buch hat auch in den wenigen Rezensionen, die ihm zu Gesicht gekommen, kaum günstige Urteile erfahren. Die Mischung halb barock, halb sentimental hat Anstoß erregt. Einer hat ihm den Rat gegeben, das Versemachen überhaupt bleiben zu lassen...

Er wirft sich in das grüne heiße Moos. Die kleine Welt des Sommers schwirrt um ihn. Oben durch die goldgrünen Tannen quillt das heiße Sommerblau. Und er denkt an den Staub der Schulbänke.

Da hört er Stimmen; Geplauder; Gelächter.

Er steht auf. Es kommt eine Gesellschaft Herrchen und Dämchen den Berg herab. Sorgliche Mütter trotten gewichtig und eifrig hinten nach. Es ist Naschas Tanzstunde, welche ihren Sommerausflug macht.

Er sieht Nascha neben einem elegant gekleideten Herrn. Es ist der Sohn eines Großbierbrauers. Einjähriger. Schneidig. Ein verwegener Schnurrbart ist der Schmuck seines harmlosen, aber frischen Gesichtes. Er spricht eifrig auf Nascha ein. Sie trägt eine rote Seidenbluse. Ihr Gesicht sieht etwas verträumt aus. Die Lichter des Waldes huschen über ihre Wangen.

Wie sie berückend ist! Welcher Duft über ihrem ganzen Wesen!

Er steht da. Und sie gehn vorbei. Nascha sieht auf. Die beiden sehen sich an. Er grüßt. Sie errötet. Ihr ist's, als läge eine Ironie in seinem Gruß. Und sie hebt stolzer das Köpfchen.

Er sieht ihr nach. Dann geht er höher hinauf in das Rauschen der alten Tannen.

Sie geht unterdessen mit Herzklopfen schweigend weiter. Sie

6*

Digitized by Google

muß an den Tag denken, da sie in den Bergen gegangen sind und hinabgeschaut haben in den See! Und wie bleich sein Gesicht ist!

Ihr Begleiter fühlt sich bemüßigt, geistvoll zu sein:

„Das war ja unser neuer Dichter!"

Und Nascha kommt sich mit einem Male so jämmerlich vor. Ein Zorn erfaßt sie.

„Lassen Sie die dummen Witze!" sagt sie grob.

... Des Nachts liegt sie in Tränen. Sie möchte ihm schreiben, ihm sagen, daß sie ihn noch immer liebe. Warum sie die Augen nicht vergessen kann? Die Augen ... Und dieser Gruß heute war doch auch so schwermütig ... Sie denkt an jene Küsse ...

Nein, er hat sie beleidigt. Er soll zu ihr kommen. Zuerst.

Und sie verschanzt sich in ihren Mädchenstolz. Und als sie ihm am nächsten Tag begegnet, schürzt sie die Lippen höher.

Sie weiß nicht, daß er hoch oben im Wald gelegen ist und ins Blau des Himmels hinein und das Dämmergrün der Tannen ihren Namen geflüstert hat mit zuckenden Lippen ...

Der letzte Zensurtag. Der Gerichtstag.

Gewogen und zu leicht befunden.

Roman Werner ist durchgefallen. Der einzige seiner Klasse. Einige notorische Esel hat man durchgelassen.

Sein Klassenlehrer aber stellt ihm in Aussicht: bei gutem Verhalten und Fleiß werde man ihn berücksichtigen und schon zu Ostern gehen lassen. Man habe durchaus nichts gegen ihn. Aber die Schule müsse fordern, daß der Schüler sich um sie kümmere. Das sei nun einmal so. Und das habe er so ganz und gar nicht getan ...

Roman lacht. Er weiß nicht, wie es ihm angekommen ist, zu lachen.

Er nimmt das Zeugnis und geht. In den hitzebrütenden Julinachmittag hinaus.

Die andern werden heute abend Kneipe haben. Draußen in der Sommerluft.

Sie gehen alle in die Freiheit ... Auf die Hochschule. Und er? Er bleibt in der Vorschule. Oder an den Schraubstock? Als Lehrbub'? Dazu ist er nicht mehr jung genug.

Oder Redakteur werden? Fort? In die Welt? Geh' es wie's

Digitized by Google

will! Jetzt gleich! Ludwig leiht ihm für den Anfang etwas. Irgend etwas beginnen. Nur nicht mehr zu den Bänken und den Lehrern dahinein!

Nein, eher tot!

Er denkt auch daran!

Eigentlich ist ihm ja alles, alles wie Sand zwischen den Fingern hindurch. Alles ist Mißgeschick. Alles Trug. Sein Talent Trug. Die Liebste Trug. Daheim .. ja daheim! Was für ein Daheim!

Und er denkt an die verhärmte, verarbeitete Mutter, die mit Sorgen und Herzklopfen wartet, was er für eine Entscheidung bringen wird.

Die arme Mutter! Die vom Leben mißhandelte Mutter!

Und das auch noch!

Er knirscht mit den Zähnen ...

Dann ist es ihm, als müsse er einen ungeheuern Schmerz durch Stumpfsinn zum Schweigen bringen.

Er geht gedankenlos weiter.

In ein Wirtshaus! Draußen vor der Stadt setzt er sich in einen Biergarten. Er trinkt gedankenlos. Einige Gläser. Dann geht er weiter, müde, den Kopf schwer. Er sieht den Flößern auf dem Flusse zu. Geht am Fluß hin. Es wird abend.

Und die Mutter daheim. Die Mutter daheim mit zuckendem Herzen.

Arme Mutter! sagt er. Ich kann dir nicht helfen. Wir haben kein Glück.

In der Nähe des großen Wehres wirft er sich ins Gras. Er zieht einen Grashalm durch die Zähne. Das Wehr rauscht.

Ein guter Schlummergesang. Er will jetzt Vergessen haben. Vergessen von allem! Und er schläft ein ...

Als er erwacht, geht es kühl von den Bergen her. Die Nacht über die Wiesen. Über ihm stehen die Sterne im unermeßlichen Raum.

Drüben, in der Sommerlust, blitzen die Lichter. Die Musik rauscht. Die Kameraden singen dort:

Gaudeamus igitur,
juvenes dum sumus ...
... Jugend, wonnesame Blüte,
Heute, süßes, goldnes Heut' ...

Digitized by Google

Roman drückt ſein Geſicht in das kühle Gras. Dann ſteht er auf. Er geht dem brauſenden Wehr entlang. Dann ſieht er auf der andern Seite hinab, wo in der ſtillen, tiefen, dunkeln Flut das Bild der Sterne ſchwimmt.

Da hinab — und aus.

Und am nächſten Tage wird man leſen: Ein Abiturient des Gymnaſiums...

Er lacht. Kurz und hart.

Nein, das iſt zu dumm! Den Gefallen tut er ihnen doch nicht!

Er geht heim.

Durch die Stadt. Vorbei an dem Haus: Mehlgaſſe 12a. Droben iſt Licht.

Er ſchaut hinauf.

Es fallen ihm ein paar Verſe ein aus einem feierlichen Gedicht, das er vor Jahresfriſt an ſie gerichtet hatte:

Du biſt mein Weib, vom Schickſal mir beſtimmt,
Du ſollſt mir liebend die Vollendung ſchenken!
Die ſtille Macht, die alles gibt und nimmt,
Sie gab dich mir in freundlichem Gedenken...

Er lacht wieder.

Und er geht weiter.

Heim. Die Mutter macht ihm auf. Es iſt, als ob ſie alles wiſſe. Sie zieht ihn mit erregtem Griff in die Küche.

„Was iſt?“

Er wendet ſich ab.

„Durchgefallen!“ ſagt er mit rauher Stimme.

Das Geſicht der Frau wird weiß. Man hört eine Weile nur ihre bangen Atemzüge.

Sie ſchlägt die Hände zuſammen.

Was denn jetzt machen? O, Herr Jeſus, was denn jetzt machen? Was wird der Vater ſagen?

Ihm iſt es, als höre er plötzlich das Rauſchen eines großen Waldes. Und dann denkt er wieder an die blühenden Oleanderbäume. O, wie ſo weit verſunken das iſt!

Da fährt er auf:

„Ich geh' fort! Fort! Ins Leben! Ich bin es ſatt! Da draußen in Berlin oder München...“

Digitized by Google

Er ſpricht nicht weiter. Denn ſie hat ſeine Hand ergriffen mit zitternden Händen:

„Nein! Nein, Roman! Kein verbummelter Student! Nur das nicht! Tu es deiner alten, armen Mutter zuliebe! Hab Geduld! Hab Geduld mit dem Leben! Wir müſſen es alle haben ..."

„Nein, ich geh' fort! Es iſt genug! Ich will kein Schulbub' mehr ſein!"

Und da ſie den kalten, unbeugſamen Trotz in ſeinem Geſicht ſieht, fällt ſie vor ihm nieder und faßt ſeine Hände und flüſtert:

„Jetzt knie ich! Siehſt du, jetzt knie ich! Jetzt ſag' ich: du darfſt nicht, ſo heilig dir die Mutter iſt! So heilig ſie dich geboren hat und auferzogen. Geh nicht ſo fort, geh nicht! Halt aus!"

„Die Schand', Mutter! Die Schand' für mich!"

„Tu's deiner Mutter zulieb'! Wenn du's nicht für dich tuſt!"

Und ihre Hände drücken ſich feſter in die ſeinen hinein, als wolle ſie ihn unlösbar feſtklammern.

Es iſt, als rängen die beiden lautlos miteinander.

Und jetzt ſieht er erſt, ſieht er erſt ſo recht, wie die Mutter vor ihm liegt.

Und er ſagt:

„Mutter, was machſt du denn?"

Und da ſinkt er neben ihr nieder.

Und ſie ſchaut ihm in die Augen. Und ſie ſagt heiſer:

„Gelt, du tuſt es deiner Mutter?"

Und er läßt das Haupt auf die Bruſt ſinken.

Was kann er gegen dieſe Mutterliebe tun und ſagen? Die da im Staube vor ihm ſich windet?

„O, Mutter!" murmelt er. Er kann nicht weiter.

Da ſtreicht ſie ihm die feuchten Haare aus der Stirne und flüſtert:

„Biſt ja mein Bub' doch! Sie werden ſchon ſehen! Alle ..."

Digitized by Google

Sehnsucht

Digitized by Google

Es war einmal ein kranker Dichter.

Er wurde immer kränker, und niemand konnte seine Krankheit heilen. Denn seine Krankheit war die Sehnsucht.

Die Sehnsucht nach einem anderen Leben, nach anderen Menschen, nach einer anderen Zeit, nach einer anderen Welt.

Die konnte ihm freilich niemand stillen.

Alles, was er um sich her vorgehen sah, stieß ihn ab und kam ihm halb beklagenswert, halb lächerlich vor. Er verglich zuweilen die Menschen und ihr Treiben mit Gräsern und Blumen, und sie dünkten ihn dann, selbst die schönsten, so viel weniger schön und liebenswert.

Aber hatte er denn kein Liebchen? Kein gutes Liebchen, das ihm die klingenden Gedanken, die seligen großen Gefühle im Herzen wachküßte? Das sich auf seine Knie setzte und ihm so lange in die Augen sah, bis der Friede und die Hoffnung dort einkehrten?

Ach, er hatte wohl ein Liebchen. Aber so, wie er geworden war, konnte sie das nicht vollbringen. Sie sah nicht tief genug hinab, und ihre Hände, ihre Augen, ihre Stimme hatten zu viel vom Lärm und der Unruhe des Lebens.

Früher hatte er das nicht empfunden. Jetzt fühlte er es immer mehr.

Aber seine Kunst?

Auch die hatte er mehr und mehr verfallen lassen.

Die Menschen von heutzutage zu schildern, schien ihm nicht begehrenswert. Und jene feinsten, reinsten, geheimsten Töne, von denen er träumte, die so weich waren wie die Berührung eines Blumenblattes, so flüchtig wie der erste scheue Gewährungsschimmer in den Augen eines Weibes, so schwer zu fassen wie die wechselnden Stimmungen eines verhangenen Vorfrühlingstages — die hatte er so selten nur zu bannen vermocht, daß ihm sein Leben wie ein Nichts vorkam. Er fühlte, daß er umsonst gelebt habe.

Und er verzehrte sich immer mehr.

Aber eines hatte er — und das machte ihn zuweilen glücklich. Hinter seinem Hause zog sich ein großer tiefer Garten hin.

Digitized by Google

Ein Garten voll alter und junger Bäume. Voller Blumen, die wild wuchsen. Gängen unter alten Reblauben, unter denen man weltverborgen träumen konnte. Alte Steinbilder aus vergangener Zeit schimmerten undeutlich durch Zweige und Blüten. Moos hatte sich auf ihnen angesetzt. Sie glichen darin den einst so sauberen, kiesbestreuten, weißen Wegen, auf denen nun Gras, Wegerich, Huflattich und sonstiges Unkraut sproßte und wuchs. Das Schönste des Gartens waren die alten Linden und Platanen. Sie waren ihm so vertraut wie Freunde. Und sie redeten eine so schöne, ernste, tiefe Sprache zu ihm. Eine Sprache, wie sie für ihn kein Buch der Welt sprach.

Die Linden hatte er am liebsten, wenn sie vor dem Verblühen waren. Da dufteten sie am süßesten in gewitterschwülen Nächten. Da stand er oder schritt er leise unter ihnen, wenn ganz ferne ein Wetterleuchten am Himmel wachte und ein schwerer, schwüler Wind die Blätter bewegte. Zuweilen rieselten die Blüten herab, über Wangen und Mund und seine blassen, weißen Hände. Dann lächelte er schmerzlich und dachte an Frauenhände, deren Berührung so zart wäre. Und leise leuchteten die alten Steinbilder im Wetterleuchten auf und gewannen für Augenblicke ein geheimnisvolles Leben. Wenn dann der Regen kam, in schweren, warmen Tropfen, dann ließ er sich Haupt und Gesicht von ihm befeuchten, und so feuchten Hauptes ging er schlafen ... In solchen Nächten hatte er manchmal Träume, in denen er wundersame Töne vernahm und entzückende Farben sah. Die andere Welt schien ihm aufzudämmern. Einmal hatte er geträumt, er treibe als ein Lindenblatt im Winde. Wie es süß war und wohlig, so leicht zu sein, so getrieben zu werden, und dabei Stimmen zu hören, die aus der Luft, aus den Bäumen, aus dem Erdboden, dem Gras und den Blumen kamen! Noch den ganzen Tag hatte er dieses leichte Gefühl und die geheime süße Musik in der Seele...

Die Platanen aber liebte er im Frühling, wenn die ersten zarten lichtgrünen Blattspitzen hervordrangen, und im Herbst, wenn die welken Blätter durch das zitternde weiche Blau des Himmels herabrieselten. Da konnte er oft vor den Stämmen der Platanen stehen. Ihre Form, ihre Farbe studieren. Es war etwas so unendlich Weiches, Wohltuendes in dieser glatten Haut, die den Leib des Baumes umspannte. Sie hatte etwas von einer

Digitized by Google

feinen Frauenhaut und er meinte, ſie ſchaudern zu ſehen, wenn der erſte kalte Wind und die erſten Schneeflocken kamen. Wenn er dann ſeine verträumten Blicke zum Himmel aufrichtete, der weit, ſo weit in weißlicher Bläue zurückging, ſo ſchien ihm der etwas krankhaft Heiteres zu haben. Die Durchſichtigkeit der Haut eines Kranken oder Geneſenden. Dann betrachtete er wiederum mit einem ſtillen Lächeln ſeine eigenen ſchmalen Hände.

Im Hoch- und Spätſommer ſchritt er an den Spalieren hin, und es gefiel ihm wohl, eine ſonnenwarme Aprikoſe zu pflücken. Wie ſie duftete! Wie ihr Fleiſch leuchtete gegen die Sonne gehalten! Konnte man Schöneres ſehen als eine ſolche Frucht? Und wie ſinnlos und gleichgültig die meiſten Menſchen ſie hinunteraßen!... Oder er legte ſich der Länge nach auf den Weg unter dem Rebgang und ſah droben die Traubenbeeren ſich röten und blau werden. Die Reſeden nebenan auf dem Beet dufteten ihre Honigſüße. Er ſchloß die Augen, bis er nur noch einen ſchmalen Spalt Rebengrün und Himmelsblau ſah, und manchmal überkam ihn im halben Schlummer dann die wunderbare Empfindung, als ſauge die Natur ſein Leben ein. Als wäre er gleich ihr. Atmete ſo leiſe wie ſie, ſo in ſtillem, warmem, brünſtigem Leben...

Und er ward kränker und kränker und zehrte immer mehr ab. Es war ein langer, ſchwerer, trauriger Winter geweſen. Er hatte ſich kaum ſchleppen, ſein Leben kaum ertragen können. Niemand mochte ihn mehr leiden. Er war ganz einſam geworden. Aber je menſchenfremder er ward, je mehr er abmagerte und je leichter ſein Körper ward, deſto mehr lauſchte er in die Natur hinein. Die ſtillen, ſtillen Schneetage hatte er gerne. Nur kamen ihrer ſo wenige. Und dagegen ſo viel, viel Nebel. O grauer, böſer, herzdrückender Nebel... Und er war glücklich, wenn in dem Wald, der tauſend Schritte von ſeinem Garten ſich den Berg hinaufzog, der Sturm ſein wildes Lied ſang. Wenn er den Wald ganz in wirbelndem Flockentreiben verbarg, ſo konnte er an alte Fabeln denken. Er dachte ſich, wie er draußen im Walde unter den Zweigen einer Tanne ſtand und einem wunderbar ſüßen leiſen Geſang lauſchte. Das war der Kreuzſchnabel, der Chriſtvogel, von dem die Sage erzählt, daß er dem Heiland

Digitized by Google

am Kreuze den Nagel aus der Wunde habe ziehen wollen ... Oder er dachte sich eine Lichtung im Walde mit tiefem Schnee bedeckt; aus dem Walde ritt ein geharnischter Reiter, mit schönem schwermütig gefurchtem Antlitz. Parsifal, der verzweifelt umhergetriebene Gottsucher. Er hört die leise süße Stimme des Christvogels, der ihm Tröstung singt ... Aber er reitet fort und fort in seinem Hader und Gram. Er weiß nicht, daß aus den Hufspuren seines Rosses Blumen blühen, daß er der Erlösung entgegenreitet, und er hört nicht die ferne, ferne Glocke von Montsalvat ... Oder vor den Augen des Träumenden erstand das wilde Island der Sage mit seinen zauberischen Blumengärten inmitten weiter Eiswüsten ...

Späterhin schmolz der Schnee, und manche Nächte durch peitschte der Regen ans Fenster, heulte der Sturm im Bergforst. Es war Februar, und der Kranke lauschte oft hinaus in die weiche föhnartige Luft, in das hastige Treiben und Rauschen, Schwirren und Sausen. Es war ihm, als sänge der Wald in Sehnsucht ein gewaltiges Lied, und einige sturmgeborene Verse irrten durch seine Seele!

Es hat der Frühling gehangen
Seine Harfe in den Wald,
Als er von hinnen gegangen.
Nun oft in Nächten bangen
Ihr Klagen schwingt und schallt,
Weckt Bangen und Verlangen:
Frühling, ach kommst du bald?

Frühling, ach kommst du bald? —

Er kam endlich. Er trat aus einem stillen, grauen, weichen Morgen auf die Erde.

Dem Kranken ward es so wohl und so wehe. Er fühlte, daß es sein letzter sein werde.

Es war ein zarter, warmer Aprilabend. Über den Bäumen im blauen Himmel schwamm die schlanke Mondsichel jungfräulich rein und schön. Der Garten lag im Dunkel. Unbestimmte Düfte hauchten aus ihm empor. Ein leiser Wind trieb sein Spiel darin. Er brachte einen Hauch von Narzissen und dann wieder von Veilchen. Diese Duftwellen überströmten mit leichten Schauern.

Der Kranke tastete sich hinab. Noch nie hatte er sich so schwach

Digitized by Google

gefühlt. Aber auch nie so leicht, fast ätherisch; aller Erdenschwere enthoben. Er blieb stehen und sah in den Himmel hinauf, in sein immer mehr dunkelndes Blau. Sein Auge war feucht von Sehnsucht. Er breitete die Arme aus.

„Fliegen! Fliegen ..."

Aber das Gras zu seinen Füßen lockte ihn mit leisem Duft zu sich herab. Zu der gütigen Mutter Erde.

Er hatte es sprießen und wachsen sehen. Es war ihm so lieb geworden. Er traute sich nicht aufzutreten, aus Furcht, ihm wehe zu tun. Aber er wußte, sein Tritt war so leicht, daß das Gras wieder aufstehen würde.

Auf die Knie ließ er sich nieder. Liebkosend berührte er mit der Hand die zarten Spitzen.

„Wer so wäre, wie du!" murmelte er. „So licht, so rein, so zart!"

Er stand auf und ging langsam weiter. Wie gut, wie schön, wie harmonisch war alles um ihn! Eine späte Amsel dehnte auf der Gartenmauer ihre süßen Töne. Der kranke Dichter trank den Wohllaut ein.

„O Menschen!" sprach er zu sich. „Warum könnt ihr nicht sein wie Gras und Knospe und Vogel? Wie Baum und Frucht? Wie Wald und Himmel? Warum so viel Häßliches, Unreines, Irriges, Niezubesserndes in euch? So viel Neid, Feindschaft, Beklagens- und Belachenswertes? Warum so kleinlich euer Sinn, so eng euer Herz? Was quält ihr euch um Macht, um Ruhm, um Liebe und anderen Genuß der Dinge? Warum bleibt ihr nicht wie die Kinder, die Brüder und Schwestern des Grases, der Blumen, der Vögel? O wie ferne seid ihr alle, alle von euerm Glück! Wahrlich, der Ackersmann, der in der Frühe die Augen aus der Dämmerung zum Morgenstern emporhebt, der Schnitter, der die Wachtel schlagen hört durch Tau und Frische, wie viel näher sind sie dem wirklich Guten und Erstrebenswerten als all ihr Kampf- und Tatmenschen da draußen, auf der bestaubten, heißen, von üblen Dünsten erfüllten Arena des Lebens!"

Er blieb vor einem knospenden Fliederbaum stehen. Die Knospen wiegten sich in der lauen Luft. Wie er sie so sah, wie er das leise, leise Geräusch vernahm, ward ihm eigentümlich feierlich zumute. Das ganze Geheimnis der Natur wiegte und regte sich da, in leichtem Takte. Sein Sinnen versank in den knospenden

Digitized by Google

Strauch vor ihm. Es ſang und ſummte ihm ſeltſam in den Ohren. Eine geheime Kraft ſchien aus dem Strauch auf ihn auszuſtrömen. Klang an Klang reihte ſich in ſeinem Innern. Er fühlte ein Beben und Weben, ein Wogen von Hell und Dunkel, und dann kam ein einzelner und doch vielſtimmiger Klang, ſchwingend aus dem Dunkel der Nacht, das Lied der Knoſpen:

Ach, daß die dunkeln Nächte,
Die feuchten Nächte kämen,
Die ſüßen, dunkeln, feuchten Nächte
Die Hüllen von uns nähmen!

Allabendlich kommt eine Jungfrau,
Uns ſorglich zu begießen.
Aus ihrem Kännlein des Waſſers Perlen
Zitternd über uns fließen.

Ihr ſchönes weißes Antlitz
Steht über uns mit Verlangen:
Ob von den vielen, vielen Knoſpen
Noch keine aufgegangen ...

Ach, daß die dunkeln Nächte,
Die feuchten Nächte kämen!
Die ſüßen, dunkeln, feuchten Nächte
Von uns die Hüllen nähmen ...

Die Muſik dieſer Klänge ſchwoll und ſchwoll ... andere Stimmen fielen ein ... Und mit einem Male kam ein gleitender hoher Schimmer durch den Garten. Dem Dichter war es, als löſe ſich ein Band in ſeinen Augen. Er ſah ... eine ſchlanke weiße Geſtalt über die Beete wandern. Aus einem goldenen Krüglein ſpendete ſie kriſtalliſch funkelnden Tau. Der Dichter ſah, wie dieſes köſtliche Naß durch die Knoſpen, Zweige, Stengel und Stämme niederſickerte. Und er ſah die Knoſpen und Zweige wachſen und ſich dehnen und hörte ihre Stimmen, lauter, leiſer ... Dann hielt die Erſcheinung vor ihm. Sie trug einen violetten Schleier über dem Haare; der war zuſammengehalten von einem flammenden Rubin. Er ſah ſchaudernd in ihre Augen. Er ſah in eine lichte und doch dämmernde Ferne. Weit, weit, ſo weit hinab. Es war ihm, als ſtünde er nicht mehr auf der Erde. Als ſtünde er im All ... Als ſchwebe er, getragen, umhüllt vom Lichte dieſer unergründlichen Augen.

Digitized by Google

„Wer bist du, Weib?“ fragte er stammelnd.

„Ich bin — du selbst. Ich bin dein innerstes Wesen. Dein Atemzug, dein Pulsschlag, dein Herzblut. Dein Schlafen und Wachen und Sinnen und Träumen. Du bist ewig in mir und ich ewig in dir. Du kehrst in mich zurück, um von mir wieder auszuströmen. Alles, was lebt und webt, ist in mir und durch mich. Ich bin der Anfang und das Ende von allem. Was dazwischen liegt, ist flüchtig nur und strebt zu mir nach kurzem Sein. Ohne mich — wäre nichts.

Ich bin das All!“

Und bei diesen Klängen wuchs es empor.

Riesengroß. In dämmernder Schöne. Fremd und groß flammte das Licht des Rubins.

„Wer — bist du?“ fragte wiederum zitternd der Dichter.

Und die Erscheinung vor ihm entgegnete — das All schien zu singen und zu schwingen in riesenhaft brausender Musik —:

„Ich bin die Sehnsucht.“

Da fühlte der Dichter einen süßen, aber beklemmenden Schmerz. Eine heftige, doch holde Gewalt dehnte ihn. Er fühlte seine Glieder wachsen ins Unermeßliche.

„Sterbe ich — jetzt?“ dachte er in seliger Angst.

Sein Leib aber taumelte. Und seine krampfhaft gespannte Hand riß im Fallen einen Zweig des Fliederbaumes mit.

„Du kehrst zurück!“ hörte er eine Stimme ganz fern.

Die Sonne schien in den Garten. Aufblühende Blumen, glänzende Knospenbüschel, funkelndes Gras tranken dankbar und beglückt ihr Licht. Hoch oben schwammen silberne, selige Wolken. Mitten in Gras, Knospen und Blüten lag der tote Dichter.

Seine weiße Hand hielt den Fliederzweig.

Der himmlische Tau der Sehnsucht hatte ein Wunder geschehen lassen: Die Knospen waren aufgeblüht. Süßen Duft hauchten sie um das Antlitz des Toten.

Aber welch ein glückseliges, friedliches, frommes Lächeln war auf seinen Lippen!

Er war nun wie Gras und Knospe, Strauch und Baum, Feld und Wald, Wolke und Himmel.

Er war zurückgekehrt... In das stille holde Wachsen der Natur.

Digitized by Google

Schnee

Digitized by Google

Es war ein Februartag in einer kleinen Stadt. Der Schnee fiel unaufhörlich in dichten Flokken. Träumerisch und fast verdrossen stieg der Rauch aus den Kaminen in die Höhe. Das Wasser aber in den breiten Rinnen zu beiden Seiten des Gehweges lief hell und lustig unter dem Schneetreiben dahin. Über diese Rinnen, die man kleine Bächlein nennen konnte, führten Brückchen zu den einzelnen Häusern. Es waren meist alte verschnörkelte Häuser mit Malereien und Sprüchen daran. Das eine hieß: „Zur Hoffnung", das andere: „Zur Taube", wieder eines: „Zum goldenen Schlüssel". Wohl zwei Drittel der Häuser hatten solche Benennungen. Das klang recht traulich und anheimelnd.

Vor einem der Häuser, dem ein breiter Erker vorgebaut war, einer der schönsten der Stadt, lag ein Haufen buchener Scheiter. Ein alter Mann mit einer Zipfelmütze sägte das Holz, geschützt durch den Vorsprung des Erkers. Ein anderer, jüngerer, zerspaltete die gesägten Scheiter. Das Schnurren der Säge klang wie ein Schlaflied, zu dem der dumpfe Klang des Spaltens den Unterton abgab. Aber in diesen Tönen war so etwas unendlich Behagliches. Mit dem Schneefallen und den alten Häusern zusammen gab es die ganze gemütliche Poesie einer Kleinstadt im Winter.

In der Erkerstube dieses Hauses, auf dem Fenstertritt, stand ein nicht mehr allzu junges Mädchen. Sie hatte den feinen Kopf mit dem sehr hellblonden Haar an die altmodischen Spiegelscheiben gepreßt und sah mit den grauen weichen Augen träumerisch hinaus in den Schnee und auf die Straße. Zu ihr empor stiegen die Düfte einiger früher Hyazinthen, die mit ihrem Zartrosa, ihrem keuschen Weiß, ihrem gesättigten Blau einen lichten Frühlingston in das altväterische Zimmer brachten. Das Mädchen zog wie unwillkürlich die süßen Düfte ein. Sie schloß die Augen, wie eingeschläfert von dem Duft und dem hier noch schläfernder klingenden Surren der Säge und dem dumpfen Geräusch des Spaltens. Dann holte sie ihr Spinnrad hervor, setzte sich daran und begann zu spinnen. Wie das Spinnrädchen sich schneller und schneller drehte, kam ihr ein altes Lied in den Sinn, das sie vor sich hinsummte:

Digitized by Google

Schnurre, Säge, schnurre,
Surre, Rädchen, surre!
Sitzen weiße Engelein
Droben in dem Himmelein,
Spinnen silberweißen Lein
Für dein Hochzeitsbettelein ...
Surre, Rädchen, surre!

Surre, Rädchen, surre,
Schnurre, Säge, schnurre!
Steht im Wald ein Bäumelein
In den Flocken weiß und fein,
Das wird bald gefället sein
Für dein kühles Särgelein ...
Schnurre, Säge, schnurre! ...

Das Rädchen drehte sich nicht mehr. Das Mädchen war in Sinnen versunken ...

Durch den stillen Schneetag kam ein lustiges Klingeln nah und näher. Eine Postchaise hielt vor dem Haus. Eine jugendliche Gestalt, in einen schwarzen Radmantel gehüllt, sprang leichten Fußes aus der Chaise. Der Schwager erhielt ein Trinkgeld, dann öffnete der junge Mann die Haustür. Der schrille Schall einer Türglocke. Dann schellte es oben an der Tür. Ein ... zweimal ...

Das Mädchen, das eingeschlummert war, hatte geträumt: es sei in der Kirche beim Gottesdienst. Der Ministrant klingelte und klingelte immerfort. Aber seltsamerweise stand kein Priester am Altar. Es ward ihr ängstlich, fast unheimlich zumute. Das Klingeln wurde immer ungeduldiger. Jetzt, ein schriller Klang — sie schrak auf.

Im Türrahmen stand ein schwarzhaariger, magerer, junger Mensch, die Pelzmütze in den Händen, mit den hellen braunen Augen ihr freundlich zulächelnd. Er weidete sich einen Augenblick an ihrem Erstaunen. Dann rief er mit angenehmer, etwas leicht belegter Stimme: „Cäcilie, kennst du mich nicht mehr?"

Sie war aufgestanden. Ihre blassen Wangen waren von einer hellen Röte übergossen.

„Du, Emanuel? Welche Überraschung!" Und etwas gefaßter setzte sie hinzu: „Komm doch herein!"

„Laß dich einmal anschauen, Bäschen! Sieh, wie fein und schlank du geworden bist! So hab ich dich gar nicht in Erinnerung!"

Digitized by Google

Er hatte ihre Hände gefaßt und sah ihr voll in die Augen. Sie hielt seinen Augen eine kurze Weile stand; dann senkte sie die Wimpern. Da nahm er sie beim Kopf und küßte sie auf beide Wangen. Dann ergriff er noch einmal ihre Hände. Die ihren waren so kalt, die seinen so warm...

Er hatte abgelegt. Die beiden hatten sich gesetzt. Es war einen Augenblick Stille im Zimmer. Dann unterhielten sie sich eine Zeitlang über gleichgültige Dinge...

„Das hättet ihr euch wohl nicht träumen lassen, mich jetzt hier zu sehen!... Aber wo sind Onkel und Tante?"

„Sie sind über Land zu einer Beerdigung."

„Bei dem Wetter — danke! — Aber das ist dumm: ich kann ja nur bis zur nächsten Post bleiben! Da werd' ich sie nicht mehr treffen..."

„Nur... bis zur nächsten Post..."

Ihre Stimme zitterte etwas. Er bemerkte es nicht.

„Ja, es geht nicht anders. Ich erreiche sonst nicht den Abendschnellzug nach Leipzig, und dort muß ich morgen früh antreten. Mich dem Direktor vorstellen. Ich habe dort eine Stellung am Konservatorium angenommen... Es kam alles so rasch — sonst hätt' ich euch geschrieben..."

„Da gratuliere ich von Herzen!"

Er machte ein Gesicht, als sei diese Gratulation nicht ganz angebracht. Nach einer Weile sagte er obenhin: „Ach Gott, man ist schließlich froh, wenn man etwas Sicheres hat, von dem aus man weiterbauen kann. Als Kapellmeister an den Provinztheatern herumfahren oder an einer größeren Bühne Zweiter oder Dritter zu sein, Gott weiß wie lange, bis man auch endlich einmal drankommt — das ist mein Ehrgeiz nicht. Schaffender Künstler will ich sein, nicht reproduzierender."

Er stand in seiner lebhaften Art auf und ging im Zimmer hin und her.

„Wenn ihr wüßtet, wie so mancherlei ich in mir herumtrage! Wenn ich das einmal wirklich ans Tageslicht bringe! Wenn... Meinem Lehrer zwar in München, dem alten Dachs, dem war ich nicht klassisch genug! Es mag aber nicht jeder Fugen komponieren... Übrigens habe ich auch eine gemacht, die ihm gar nicht schlecht gefallen hat. Er hat was zusammengebrummt,

Digitized by Google

was ich ſelber nicht recht verſtanden habe; wahrſcheinlich: das wär' das Wahre oder ſo was! Aber Reſpekt vor ihm!... Na, da ſprudle ich wie ein Waſſerfall... bin kaum da... und erzähle nichts als von mir... Sage du mir nun, wie es geht, wie ihr lebt. Geſchrieben haſt du mir ja ſo wenig mehr..."

Sie ſah ihm voll in die Augen. Es lag etwas wie ein Vorwurf in ihrem Blick.

„Und du, Emanuel?"

„Ach ja, verzeih, Bäschen! Siehſt du, das Leben in der Reſidenz! Da waren wir ſo drei Zigeuner beiſammen — na, was wir alles angeſtellt haben! Aber herrlich war's! Einen ganzen Roman könnt' ich davon ſchreiben. Am luſtigſten waren wir, wenn wir kein Geld mehr gehabt haben. Mehr als einmal hab' ich ſtatt des Mittageſſens das Vergnügen eines Spaziergangs genoſſen... Nur der ſchwarze Kaffee nachher hat nicht fehlen dürfen... Ja, es geht oft toll zu da! Aber was für ein Leben! Man wird umhergewirbelt! Man erfährt, man lernt, man nimmt auf..."

Sie hatte die Hände im Schoße gefaltet und ihm mit geſenkten Wimpern zugehört. Da ſie keine Miene machte, zu ſprechen, fuhr er fort: „Wie ich heute aber in das alte Neſt da gekommen bin, über den Marktplatz mit dem gotiſchen Rathaus und der Jeſuitenkirche... Alles ſo ſtill und träumeriſch wie in alter Zeit... hoch darüber die halbverſchneiten Berge... Und dann das alte liebe Haus... und davor ſo recht kleinſtädtiſch behaglich das Schnurren der Säge... Sieh doch, du haſt Hyazinthen, im Februar?..."

Er ſprang auf und roch daran.

„Das iſt fein! Hyazinthen, das iſt ein rechter Muſikerduft. Mich erinnert er immer an eine Stelle von Schumann... Siehſt du, die!"

Er war zu dem alten Tafelklavier getreten, hatte den Deckel aufgeklappt und fuhr zärtlich über die Taſten. Dann ſpielte er im Stehen die Stelle...

„Mehr!" bat ſie leiſe.

Er ſah ſie an. Ihre Augen tauchten ſchüchtern in die ſeinigen. Es ward ihm einen Augenblick ſonderbar zumute. Als ſtände in dieſem Blick — ſie waren einſt gute, gute Kameraden geweſen.

Digitized by Google

Die ganze Jugendzeit lag auf einmal vor ihm ... Und was war aus dem wilden Kinde für ein holdes, stilles, sinnendes Wesen geworden! ... Er fuhr sich durchs Haar. Unsinn ... Er mußte auf der Heerstraße bleiben ... durfte nicht abseits ... sich festketten ...

Mit einer raschen Bewegung setzte er sich ans Klavier. Er präludierte; dann lenkte er in das Andante einer Sonate ein, die kürzlich in München gespielt worden war und ihm vielen Beifall eingetragen hatte. Durch die Verbindung zweier Taktarten hatte er eine eigentümlich wiegende Bewegung und Melodie in diesen Teil der Sonate gebracht.

Dem Mädchen, das mit großen Augen zuhörte, war es, als klängen alte bekannte Töne der Kinderzeit aus dem Klavier ... Sie horchte mit klopfendem Herzen. Sie wußte: das war von ihm ...

Ziemlich jäh brach er ab und stand auf.

„Wie schön es war!" sagte sie aufatmend.

„Ach, das ..." erwiderte er leichthin mit der Überlegenheit der Jugend, der noch nichts unerreichbar scheint — „das ist eine Kleinigkeit! Wenn erst einmal meine Sinfonie drankommt! Da wird man vielleicht doch sagen müssen: es steckt etwas dahinter! Gar nicht übermäßig schwer instrumentiert! Und doch, glaub' ich, in dem Scherzo ... da hab' ich die ganze tolle Münchener Zeit wiederzugeben versucht — Redouten, Theresienwiese, Starnberger See, Kellerfest, Bockbier et tutti quanti ... Ich würde dir's gerne vorspielen ... aber es geht nicht gut auf dem Klavier ... Aber wenn's einmal Gestalt bekommt im Konzertsaal ... Siehst du, was das für ein Gefühl ist, wenn zum ersten Male etwas von dir aufgeführt wird! Das Schweigen ... das halszusammenschnürende Schweigen ... dann ... wie aus einer weiten Ferne her die ersten Klänge ..."

Es war wieder Stille. Dem Mädchen war es, als flirre ihr irgend ein funkelnder Gegenstand vor den Augen, den sie nie erhaschen sollte. Sie sah einen Augenblick in eine Welt, die sie nicht kannte und in die sie niemals hineingepaßt hätte. Es wurde ihr weh zumute. Die Tränen stiegen ihr gewaltsam auf. Aber sie drängte sie zurück. In einem fast gemacht simpeln, nüchternen Tone sagte sie: „Du mußt gewiß Hunger haben! Bist doch lange gefahren! Und in der abscheulichen Kutsche ..."

Digitized by Google

Er ſah ſie halb befremdet, halb beluſtigt an.

„Hunger? Du meinſt wohl, wegen der Bockbiermuſik! Warte nur, Bäschen! Ich glaube, du machſt dich über mich luſtig!“

„Ich kann dir leider nichts mehr zu Mittag geben. Wir haben kurze Kocherei gehabt, da die Eltern fort ſind ...“

„Aber, Liebe, mach dir keine Mühe!“

„Ein Glas Wein, ein Stückchen Schinken ...“

„Gib mir, was du haſt! Im alten Heimatshauſe, mit dir zuſammen, wird mir's ſchon ſchmecken!“

Sie ging ab und zu, Eſſen und Wein zu holen. Er ſah ihr zu. Es war etwas recht Müdes in ihrem Gang. Einen Augenblick fiel ihm aufs Herz, wie viel ſtummes Leid darin ausgedrückt war. Wie von einer inneren, leiſe zehrenden Sehnſucht, die hier im ſtillen nagte und vernichtete, ſo ging es ihm durch den Sinn. Und zugleich — als echtes Kind ſeiner Zeit — fühlte der Künſtler in ihm ſich ergriffen. Welch ſchönes Motiv ... vielleicht Cello oder engliſch Horn ...

... „Und du haſt dir kein Glas gebracht?“

„Ich trinke nicht gerne Wein ...“

„Nun, heute ausnahmsweiſe ... Warte! Bleibe ... Ich weiß noch, wo die Gläſer ſind ... So! Nun ſtoßen wir an! Auf die Jugend, die wir gemeinſam verlebt haben!“

Sie hob zitternd das Glas. Einen kleinen Schluck trank ſie.

„Jetzt iß aber!“

Er unterhielt ſich während des Eſſens in lauter, luſtiger Weiſe. Es war beinahe zu abſichtlich, wie er es tat. Sie hörte ſtill zu und drehte dabei Zöpfchen aus den Franſen des buntgemuſterten Tiſchtuches.

„Es tut mir furchtbar leid, daß ich Onkel und Tante nicht antreffe! Wie viel hab' ich ihnen zu danken für die Zeit, in der ſie für mich geſorgt haben ... Die ſchöne Kinder- und Knabenzeit, die nie mehr wiederkommt ...“

„Sie werden ſich ſehr freuen, dich nun gut aufgehoben zu ſehen.“

Das klang recht kalt, nahezu täppiſch philiſterhaft. Sie fühlte es und fand doch keine anderen Worte. Es war ihr, als ſei ſie zu Eis erſtarrt bis auf ihr Herz, in dem es um ſo unruhiger und banger pochte ...

Digitized by Google

„Dann hätte ich auch gern mit dem Onkel etwas Geschäftliches besprochen. Verzeih, daß ich von solchen Dingen rede. Aber sie müssen auch sein — — leider Gottes! Weißt du, um mich zu etablieren — ich muß doch etwas anständig ausgestattet sein, da ich wohl oder übel auch Stunden zu Hause geben muß — hoffentlich wird dieser Frondienst nicht mehr zu lange dauern! — Also: ich müßte Onkel noch um den Rest des Kapitals bitten, das er für mich verwaltet hat... Na, das kann ich ihm ja auch schreiben..."

Von der Straße her hörte man Schellengeklingel. Er sprang auf. „Das ist die Postchaise... Nun leb tausendmal wohl. Ich werde bald schreiben. Und besucht mich einmal! Adieu, Cäcilie! Grüß den Onkel und die Tante! Hoffentlich hört ihr bald etwas von mir, das euch Freude machen wird!"

Ein Händedruck, ein flüchtiger Kuß auf ihre kalten Wangen, unten der schrille Ton der Türklingel, ein letztes Nicken von ihm... Er ist fort. Das Klingeln der Pferde entfernt sich. Es stirbt hin im Wintertag. Im Gemach wird es dämmerig. Und so stille — so stille! Wo eben noch so eine laute fröhliche Stimme klang... Von draußen tönt das Schnurren der Säge und das dumpfe Geräusch des Holzspaltens herein. Das Mädchen steht am Fenster und starrt hinaus in die Dämmerung und die Schneeflocken. Sie starrt etwas nach... einem Etwas, das weit draußen, im Schneedämmer und Flockenwirbeln, auf der Straße immer kleiner und kleiner wird. In der Postkutsche sitzt allein der junge Komponist und studiert im Kursbuch, wie er am besten fährt...

Dem Mädchen, wie es dämmeriger und dämmeriger wird, drängt sich immer aufdringlicher jenes alte Lied in die Seele, das sie ein paar Stunden vorher gesungen hat. Es will nicht mehr weichen, es läutet ihr wie monotone Glocken in den Ohren, dieweil sie in den fallenden Schnee starrt, der ihr alles zu bedecken, zu begraben scheint:

Surre, Rädchen, surre!
Schnurre, Säge, schnurre!
Steht im Wald ein Bäumelein
In den Flocken weiß und fein,
Das wird bald gefället sein
Für dein kühles Särgelein...
Schnurre, Säge, schnurre...

Digitized by Google

Des Liedes Ende

Digitized by Google

Eine blasse Frau saß an dem Fenster ihrer Remenate und schaute in das Land hinaus. Unter ihrem Fenster säuselten uralte Bäume in der Abendluft. In gewaltigem Absturz ragte der Fels, auf dem die Burg erbaut war, über die Stadt, die drunten sich ausdehnte weit bis an das blaue Meer. Aus den Kaminen stieg der graublaue Rauch zitternd in den Himmel empor, der ein letztes goldenes Lächeln der scheidenden Sonne nachsandte. Auf den Gassen war es lebhaft. Einzelne Handwerker, die noch den letzten Blick des Tages benützen wollten, waren geschäftig mit Hammerschlag, mit Nadel und Schere, mit dem Hobel und der Axt. Andere gingen mit breiten Schritten zum Abendtrunk in die Zunftstube. Scherzende Worte flogen hin und her. Lustige Studenten, den Hut keck auf dem Ohr, das Schwert lose an der Seite, durchzogen, von einer Mittagswanderung heimkehrend, die Straßen, singend oder lärmend, die Mädchen im Vorbeigehen neckend. Die Glocken fingen an, zur Maiandacht zu rufen. Tief und hell schwammen ihre Töne durch die Luft. Dazwischen klangen draußen vom Meere die Lieder der Matrosen aus den Schenken und von den Schiffen. Hoch oben im Blau gewann der Mond mehr und mehr Licht und goß sein Silber ruhevoll über die Stadt da unten.

Die Frau oben sah das alles. Ein bitteres Lächeln kräuselte ihre vollen Lippen.

„Wie sie sich des Lebens freuen, meine werten Untertanen!“ sagte sie spöttisch vor sich hin. „Wer auch so behaglich und stumpfsinnig leben könnte!“

Sie stand auf und dehnte ihre prächtigen Glieder, die ein schwarzes Sammetgewandt bekleidete. Sie nahm das Netz von ihrem Haar und in goldenen Wellen rann es herab, in berückender Flut. Sie hob die Arme empor und streckte sie aus nach einem fernen Ziel. Die weiten Ärmel fielen zurück und ließen die schneeweißen Arme frei.

Es klopfte an der Tür. Sie gab keine Antwort. Eine Kammerfrau trat leise ein.

„Frau Königin!“

Sie wandte sich jäh um. Ihr Blick fragte verachtungsvoll.

Digitized by Google

„Der König bittet Euch zur Tafel."

„Ich will nicht zu Nacht essen!" entgegnete sie rauh.

„Der König wird aber ..."

Sie hob den Finger und wies nach der Tür.

Die Kammerfrau senkte das Haupt und ging.

Das weiße Windspiel, das zu Füßen der Frau gelegen war, sprang jetzt auf und rieb sich zutraulich an den Knien des Weibes. Sie bückte sich zu ihm herab und streichelte es feuchten Auges.

„Du bist mein einziger Freund allhier!" sagte sie mit bebender Stimme.

Dann setzte sie sich wieder ans Fenster und sann vor sich hin, Stunde um Stunde. Es war überall Stille geworden. Die Lichter in der Stadt waren längst verlöscht. Des Nachtwächters Stimme tönte durch die Nacht: „Hört, ihr Leut', ich will euch sagen: die Glock' hat zwölfe geschlagen, bewahr' euch Gott nach seiner Gunst vor Pestilenz und Feuersbrunst" ... Vom Bankettsaal her, auf der anderen Seite der Burg, tönte dumpfes Geräusch; dort vergaß der alte König seine Sehnsucht nach seinem jungen Weib im Weine ... Der Mond beherrschte nun voll und feierlich die Nacht als sieghafte Leuchte. Nur draußen auf dem Meere brannte trüb der Leuchtturm, und die Handelsschiffe zeigten ihre roten, grünen und blauen Lichter vom Bug.

Die Frau war von einem leichten Schlummer übermannt worden. Die Müdigkeit hatte über Schmerz und Sehnen gesiegt. Das Windspiel schlief ihr zu Füßen, zuweilen leise schnarchend.

Da schrak sie plötzlich auf. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Ihre Züge von etwas Entsetzlichem in Spannung. Und plötzlich kam ein klagender Ton durch die Luft, wie ein Schrei in höchster Not; und dann wieder einer, schwächer. Er schien wie vom Meere herzukommen. Es war etwas Schauerliches in diesem Schrei.

„Dreimal hab' ich's gehört!" flüsterte die Frau mit bebenden Lippen. „Er hat mich gerufen." Sie sank in die Knie und rang die Hände. Sie preßte die Nägel in die zarte milchweiße Haut, daß das Blut zu quellen begann. Sie tat es, um nicht hinaus schreien zu müssen vor unsäglicher Angst.

„Hilf mir Gott!" stammelte sie. „So ist mein Herre Tristan in höchster Not. Oder —"

Digitized by Google

Sie vollendete nicht. Wild ſprang ſie auf. Die Fäuſte gegen die Schläfe preſſend, irrte ſie in der Kemenate auf und ab.

„Ich muß zu ihm! Ich muß zu ihm! ... Und ich werde ihn finden.“

Eine Zeit danach konnte man im Frankenreich eine hohe Frauengeſtalt durch Dörfer und Städte wandern ſehen; in ſchwarzem Gewand, mit ſchwarzem Schleier ſchritt ſie daher; ihr goldblondes Haar war in ein ſeidenes Netz zuſammengedrängt. Neben ihr ſchritt ein weißes Windſpiel.

Man ſchenkte ihr nicht viele Beachtung. Man hatte nicht viele Luſt, über abſonderliche Wanderer nachzugrübeln. Denn das große Sterben, der ſchwarze Tod, war über Frankreich gekommen. Gott hatte ihn wohl geſchickt, weil die Menſchen ſo üppig geworden waren. Von Oſten nach Weſten wanderte der Würgengel, den ſchwarzen Stab in den fleiſchloſen gelben Händen. Er hob ihn gegen die Türen, und die Menſchen in den Häuſern ſtarben. In Sammet und Seide, in Lumpen und Flicken. Ein Hauch brachte den Tod. Da ſah man Tote, von der ſchwarzen Brüderſchaft in Reihen hinausgetragen, und in den Gärten, an denen die Totengräber vorbeikamen, ſchallte Muſik, Gelächter, Geſchrei. Wilde Tänze wurden da aufgeführt, deren Ende die Wolluſt im Feld des Todes war. Oft mochte es vorkommen, daß die Tanzenden mitten im Reihen tot zu Boden fielen. Die Peſt hatte ihnen die Hand auf die Bruſt gelegt. Niemals waren ſo viele Seufzer der Wonne und der Todesnot, ſo viele Schreie der Luſt und der Angſt oder Verzweiflung zu der unbekannten Gottheit emporgeſtiegen. In den Kirchen lagen die Prieſter Tag und Nacht vor dem Allerheiligſten. Das ewige Licht flammte düſter auf dem goldenen Tabernakel. Und der Prieſter, der den Gläubigen das Abendmahl austeilte, vermochte manchmal die Hoſtie nicht mehr aus der ſilbernen Kapſel zu nehmen. Mitten in der heiligen Handlung war der Tod zu ihm getreten. Man ſchien nicht mehr in der Zeit zu leben. Und über all dem Ungeheuerlichen blaute in wunderbarer Heiterkeit der Maihimmel. Stiegen die Sterne leuchtend auf und nieder. Taute der Mond friedliche Kühlung. Die Roſen dufteten und die Aue glänzte und lud zum minniglichen Reihen.

Digitized by Google

Durch all diesen Wirrwarr und das große Sterben ging die hohe, blasse, blonde Frau unbekümmert hindurch, mit den großen verlorenen Augen suchend. Niemand belästigte sie. Man dachte, sie trauere um einen Toten. Oder sie habe ein Wallfahrtsgelübde getan. Zuweilen hielt sie ein und fragte mit ihrer bebenden Stimme:

„Habet ihr meinen Herren Tristan von Parmenie gesehen?"

Das eine und andere erinnerte sich dann an ein Märchen von Tristan und Isot und ihrer wundersamen Liebesgeschichte; einige hatten auch zu Lunden auf den Märkten davon singen hören. Aber wo Herr Tristan jetzt sich befinde, wußte ihr niemand recht zu sagen. Die meisten hielten sie für verrückt und bekreuzten sich.

Und sie schritt weiter und weiter. Ihr Schleier zerriß, ihr Gewand zerschliß, ihre Schuhe gingen in Fetzen. Sie schritt immer weiter. Eines Tages, gegen Abend, begegnete ihr ein Heerzug. Mitten im Würgen des Todes stockte nicht die Fehde. Sie verneigte sich vor dem Anführer, der ein schwarzes Roß ritt und in Silber geharnischt war. Er fragte nach ihrem Begehr. Sie antwortete mit müder Stimme:

„So wahr Euch Gott den Sieg spende, saget mir, wenn Ihr es wisset, ehrlich und offen: Wo befindet sich mein Herre Tristan von Parmenie?"

Da schaute sie der Ritter aufmerksamer an. Dann hob er sich im Sattel vor Erstaunen:

„Ihr seid es, schmerzensreiche Königin?"

Und er nahm seinen Helm ab und verneigte sich tief:

„Herr Tristan liegt krank von einer Speerwunde auf Schloß Castelfer bei der Stadt Arundel. Nicht mehr weit habt Ihr dahin. Aber," er zögerte verlegen, „hohe Königin, ob Ihr wohltut, zu ihm zu eilen, weiß ich nicht."

„Was ist es, sprecht!" fragte sie angstvoll.

Dem Ritter stieg es wie heißes Erbarmen in die Augen. Er sah das wehevolle Weib vor sich, wie es von Stadt zu Stadt irrte, von Liebesnot getrieben. Sollte er ihr die Wahrheit sagen?

Sie flehte mit großen Augen.

„Herr Tristan," begann der Ritter endlich langsam, „bedarf nicht Eures Trostes. Ein Weib wartet sein. Er ist vermählt ..."

Digitized by Google

Er hielt inne. Ihre Augen machten ihn schweigen.

„Das lügt Ihr!“ stieß sie endlich hervor.

„Es ist so, wie ich sagte, so wahr ich ein Christ bin!“

Da stieß sie einen Wehelaut aus, der den Männern das Herz zusammenkrampfte. Aus dem Munde brach ihr das Blut. Sie fiel in die Blumen und den Klee.

„Ärmstes aller Weiber!“ sagte der Ritter mitleidig. „So weit ist sie gewandert, um das zu erfahren. Heimlich hat sie sich aus Markes Burg geschlichen. Tag und Nacht ist sie gewandert, ihre Schönheit der Sonnenglut, dem Staube und der Nachtkühle preisgebend. Und nun! Großer Gott, wie schwer rächest du ihr Verbrechen! Geh auch mit uns Sündern nicht zu streng ins Gericht! — Bleibe einer bei ihr, labe sie mit Wein und Speise und führe sie nach Castelfer! Ihr anderen aber: allez!“

Sie ritten davon, daß der Staub über die Felder hinflog. Als Isolde erwachte, sah sie den Knappen neben sich. Ihr Windspiel hatte ihr zärtlich den Kopf in den Schoß gelegt und sah sie mit den klugen Augen mitleidig an.

Sie sann und sann mit trockenen, verzweifelten Augen. Endlich erhob sie sich entschlossen. „Führe mich!“ sprach sie zu dem Knappen, der sich scheu verneigte.

Schloß Castelfer lag in der Dämmerung eines Juniabends mit seinen Wällen, mit seinen gewaltigen runden Türmen, seinen kleinen Balkonen, grau und düster. Nur wenige Lichter waren zu sehen. Von der Stadt scholl verworrener Lärm herauf. Dort tanzte und sang man und weinte man und trug Tote zu Grab. Isolde schritt durch die Dämmerung an dem düsteren See vorbei, an dem das Schloß lag. Sie fröstelte. Seit Mittag fühlte sie das Fieber in ihrem Blut. Wenn sie angesteckt war, durfte sie zu ihm? Aber hatte er nicht nach ihr geschrien in wilder, verzweifelter Not?

Sie war am Tor angelangt. Der Knappe verneigte sich:

„Das ist Castelfer!“ sagte er ehrerbietig. „Verstattet, hohe Frau, daß ich mich wieder zu den Meinen geselle!“

„Ich danke Euch!“ sprach sie traurig. „Ich kann Euch nichts geben, denn einer Elenden Dank!“

Er verneigte sich abermals tief und ritt den Burgweg hinab.

Digitized by Google

Sie trat an das Tor und hob den Klopfer. Ein Fensterlein in der Mauer tat sich auf. Ein Lichtschein fiel heraus von einer Handlaterne.

„Was wollt Ihr?“ fragte ein Mann abgewandten Antlitzes.

„Ich begehre Einlaß!“

„Zu was Ende?“ fragte der Mann wieder.

„Ich habe Botschaft an deinen Herrn Tristan!“

„Er bedarf keiner solchen mehr. Heute früh ist seine Seele zum Himmel eingegangen.“

Es war eine Stille. Eine Stille, durch die ein schweres Atmen kam. Der Pförtner betrachtete jetzt neugierig die Frau, welche wie aus Stein gehauen schien, hätte nicht ihre Brust so heftig gearbeitet. Aber ihr Haupt lag auf dem Busen wie tot. Das blonde Haar hatte sich gelöst und floß an ihr herab.

Dann kamen Klänge aus der Stille. Nicht wie aus menschlicher Kehle — dem Pförtner graute davor —:

„So will ich ihn dennoch sehen! Die Tote kommt zum Toten!“

Der Pförtner machte keine Einwendung mehr. Das Tor öffnete sich. Er drückte sich scheu in den Torweg.

Sie schritt vorbei. Das Windspiel hinter ihr. Sie schritt durch den Garten, in dem die Rosen dufteten und die Nachtigallen schlugen. Der Springbrunnen plätscherte durch die Nacht. Ein Dämmerungsfalter surrte ihr gegen die Wangen. Die Linden waren am Aufblühen und dufteten schon mit schwacher Süße. Es war eine so bräutliche Nacht. Und die Tote schritt weiter. Ein Lichtschein zog sie an. Und ein Gebetemurmeln!

„Ave Maria, gratia plena ...“

Sie stieg die Turmtreppe hinauf. Kam auf einen Gang. Trat in ein Gemach.

Zwei Priester zu Häupten, zwei Priester zu Füßen des Lagers. Kerzenschein, unruhig flimmernd. Über des Toten Antlitz ein seidener Schleier. Eine schlaff herabhängende Hand. Darüber ein blonder Frauenkopf. Zu der geöffneten Balkontüre hinaus weit, tief die Finsternis.

Der Hund winselte. Da ward man sie gewahr. Es ward Stille. Das Weib am Totenlager hatte sich erhoben. Sie starrte die Erscheinung in der Türe an. Eine Ahnung schwoll ihr beklemmend zum Herzen.

Digitized by Google

„Wer bist du?“ fragte sie zitternd.

„Ich bin Isot!“ kam es zurück.

Ein langes Schweigen.

„Was suchst du hier?“ fragte wiederum angstvoll und feindlich das Weib.

„Tristan, meinen Herrn!“

„Er hat lange nichts mehr mit dir zu schaffen!“

Die Gestalt in der Türe schob sich langsam vor.

Das Windspiel trat ans Bett, schnupperte, erkannte seinen einstigen Herrn, stieß einen heulenden Laut aus und verkroch sich am Lager.

Die beiden Frauen standen sich gegenüber. Blick bohrte sich in Blick. Der eine voll Haß. Der andere, das einzig Lebendige in der versteinerten Gestalt, bis ins Innerste hinabdringend, forschend wie ein Gottesblick.

„Ist es wahr: hat er dich geliebt?“

„Frag ihn selbst!“ klang eine rauhe Stimme.

„Ist es wahr: hat er dich geliebt? War er dein eigen?“ fragte es wieder.

Und diese Augen flammten hinein in das Herz der Gefragten. Sie verkündeten eine ganze glühende Welt von Wonne, Sehnsucht und Elend.

Und das Weib da vor Isot vermochte die Macht dieser Augen nicht zu ertragen.

Sie ließ das Haupt fallen, schlug die Hände vors Antlitz und schluchzte.

Ihr eigenes Weh um den teueren Mann, ihre ungestillte, nie mehr zu stillende Sehnsucht wollte sie ersticken.

Endlich sprach sie:

„Du hast gesiegt ... In der Hochzeitsnacht, da die Kämmerer ihn entkleideten, streiften sie ihm deinen Ring vom Finger. Sein Blick fiel auf ihn. Da war's geschehen ... Freue dich: nie bin ich sein Weib worden. An seiner Seite bin ich dahingewelkt, ungenossen, ungeliebt ... Du — und du — — und du warst sein einziger Gedanke. Im Fieber noch schrie er nach dir. Du hast gesiegt!“ Und wieder durchschütterte ein Schluchzen ihren Körper.

Und sie wandte sich und schlich hinaus ...

Digitized by Google

Da trat ein Sonnenschein, eine Sonne in Isoldens Antlitz. Und ein Blühen ging von ihr aus wundersam ins Gemach. Die Priester staunten sie an.

Sie schritt zur Leiche und hob den Schleier von ihrem Haupt.

Da lag er, so still, so im Frieden.

„Mein Tristan!“ flüsterte sie selig.

„Mein Tristan. — Einzig, ewig mein!“

Und sie legte ihr blondes Haupt neben das seine, lächelte und starb.

So schloß die größte Sehnsucht auf Erden das Auge für immer ...

Digitized by Google

Der Einsiedler

Digitized by Google

Eine Flöte von Ebenholz war das einzige, das er aus seinem früheren Dasein mitgenommen hatte. Diese Flöte hatte zierliche Perlmuttereinlagen und silberne Klappen. Es lag auf ihr noch ein Schimmer der anderen Zeit, und in ihre Töne verirrten sich zuweilen die Klänge von Rondeaus und Serenaden, welche sie in einstigen Tagen unter den Fenstern angebeteter Schönen hatte erklingen lassen. Das war nun alles vorbei.

Der einst so Lebenslustige hatte sich in die Bergeinsamkeit zurückgezogen. Er war der Menschen satt. Er wollte nur noch mit der Natur und Gott sein. Diese beiden Worte erfüllten seine Seele mit einem unaussprechlichen Schauer. Zuerst hatten ihn die weiten Nächte hier oben, die geheimnisvollen Abende in eine tiefe Schwermut versinken lassen. Ein nagendes Heimweh nach der Welt da unten, den Landhäusern, den Städten, den Flüssen, dem ganzen Erdgetriebe hatte ihn erfaßt. Aber dann ward er stiller und stiller. Die Erde saugte gewissermaßen ein Stück von ihm ein. Der Wald nahm ein anderes Teil von ihm mit in sein Säuseln und seinen Schatten. Dem Himmel, der Sonne und den Sternen vermählte sich ein weiteres Teil. So war er seines Selbst entäußert und lebte im Frieden der Natur und der Ahnung Gottes.

Er hatte in Höhlen, unter Felsen, in alten Baumstämmen gelebt. Endlich fand er einen alten, verwilderten Park und darinnen einen Turm, ein verwittertes Gebäude. Er war wahrhaft froh, solch eine wohnliche Stätte entdeckt zu haben. Im höchstgelegenen Gemach ließ er sich nieder. Wie von einer Warte sah der Einsame hier die einsamen, endlosen Bergwälder und die Tiefe drunten. Wenn er die Hand zum Fenster hinausstreckte, glitten die weichen Blätter großer Buchen, die duftenden Nadeln hochragender Edeltannen, das wunderlich gezackte Blatt der Eichen durch seine Finger. Er streichelte sie wie das Haar einer Geliebten.

Er war sehr fröhlich, besonders in diesen kühlen Augusttagen. Ja, sie waren prächtig. Der Himmel hatte eine so lächelnde, liebenswürdige Heiterkeit und Reinheit, wie sie nur ein recht gutes, feines Weib im Antlitz trägt. Aus dem Walde kam eine

Digitized by Google

ſolche Kühle, als flöſſen tauſend Quellen darin. Friſch und blank mit allen ſeinen Blättern ſtand er wie ein reifer, ſelbſtbewußter Mann, in deſſen Tiefe es von den Wundern und der Wonne des Daſeins flüſtert und rauſcht. In der Ebene drunten bräunten ſich die Felder. Ein Duft von Sommerglück und reifenden Früchten lag über ihr, der berauſchen konnte, wäre nicht über allem ſolch ein Hauch der Vernunft gelegen. Es war im ganzen ein großer, aber ſtiller Akkord.

Dennoch war in dieſer Nacht, dieſer weiten, ſtrahlenden Nacht, der Einſame traurig. Und das kam ſo.

Am Nachmittage hatte er, wie es ſeine Gewohnheit war, auf ſeiner Flöte geſpielt. Ein Lied zum Preiſe der Natur und der Ehre Gottes. Die Vögel, die er ſehr liebte, waren wie immer in den Bäumen ſtill geworden. Sie lauſchten den ſüßen, trunkenen Tönen, um ihren Geſang, wenn er geendigt, um ſo jauchzender erklingen zu laſſen. Da hatte ihn jählings ein mißtönendes, aufgeregtes Gezwitſcher aus ſeiner brünſtigen Töneverſunkenheit geweckt. Er ſah auf und zum Fenſter hinaus. Ein Häher und ein Stieglitz waren in Kampf geraten. Der Einſiedler griff raſch hinaus und bekam den fallenden todwunden Vogel zu faſſen. Während die Vögel aufgeregt durcheinander flatterten, ſtreichelte er dem Armen zärtlich und unter Tränen die Federn und ſah mit bangem Herzen, wie die kleinen, frohen, glänzenden Augen brachen. Ein Strecken, das Opfer war tot ...

Der Einſiedler lag bis ſpät in die Nacht in tiefer Betrübnis. Alte Zweifel, alte Wunden bluteten. Er kniete in der Mitte des Gemaches nieder und erhob die Hände gen Himmel.

„So verfolgt mich denn der Hader dieſer Welt bis in dieſe Einſamkeit?“ begann er ſtöhnend. „Dieſe kleinen unſchuldigen Tierchen tragen in ihrer zarten Bruſt den Keim der Zwietracht? Dieſe Kinder Gottes, die er in ſeiner Sonnenlaune, ſich zur Ehre, den Menſchen zur Wonne erſchaffen hat, ſie morden einander wie die da drunten es tun? Iſt es denn wahr: kann dieſe Welt nur durch Gewalt erhalten werden? Kann niemals ein ewiger Frieden kommen? Soll uns das reine, ungeſtörte Reich Gottes auf Erden nimmer werden? Da drunten haben ſie zu deiner Ehre Kirchen erbaut, Paläſte voller Bilder, Gold und Edelſtein. Der blaue Weihrauch durchſchwält ſie ſinnverwirrend.

Digitized by Google

Die Orgel tönt und braust wie ein Wald voller Töne. Die vielfarbigen Fenster brechen die Sonne in mystischen Lichtern. Die Säulen stehen wie stumme Zeugen der Ewigkeit des Geschaffenen... Aber die da knien — und beten — denken sie, wahrhaft gut zu sein? Der Priester schweigt, die Lichter löschen aus, die Menge zerstreut sich — und Alltag ist in ihnen wie vorher. Der Lärm des Marktes, der Staub der Gassen, der Dunst ihrer Häuser liegt auf ihrer Stirne, in ihren Blicken... Reinheit, suche sie nicht bei den Menschen! Liebe, verlange sie nicht von deinen Brüdern und Schwestern! Größe, forsche nicht nach ihr im Menschenleben! Diese Millionen Ichs, von denen sich jedes seine Welt zusammengezimmert hat, gleichen ebensovielen Einzelgefängnissen, aus denen keines hinauskann. Das hab' ich erfahren in langer, langer Zeit — und darum hab' ich mich hier herauf geflüchtet. Ach, ich war so glücklich mit meinem Himmel, meinen Blättern, meinen Vögeln — meinen lieben, kleinen Vögeln — und nun! Die freche Gewalt, der hämische Mord, das furchtbare ‚Ich', da sind sie wieder." Und er senkte sein Haupt auf die Steinplatten und lag regungslos.

„Ist das Ende alles Lebens Trauer? Muß es so sein?" begann er wieder. „Warum seufzt die ganze Welt unter einem Etwas, einer Bangigkeit, die immer wieder kommt und am Beschlusse von allem steht? Du hast ihnen Essen und Trinken, du hast ihnen Kleidung, du hast ihnen Sprache, Geschicklichkeit, Wissenschaft und Kunst und die unklare Ahnung deiner gegeben. Nun leben sie und vollbringen allerlei und dünken sich glücklich und sogar groß — und doch, was ist das Ende? Wehmut und Schwermut! Es ist doch alles nichts! sagen sie zum Schluß. Warum sagen sie das? Warum können sie diese Beklommenheit nicht los werden? Sie waren eine kurze Weile da — aber sie konnten doch nicht recht heimisch werden. Wie das Dunkel eines Herbstabends fällt das Heimweh über sie — und sie weinen, zuweilen, wenn sie am glücklichsten sein sollten! — O mein Gott, geschieht es, weil sie dich nicht erkennen können?"

Und der Einsiedler begann zu weinen, indem er seiner Brüder und Schwestern dachte. Und eine Furcht vor Gott befiel ihn, daß Schweiß auf seine Stirne trat und seine Knie zitterten.

„Wer bist du?" sprach er mit bebender Stimme. „Du ge-

Digitized by Google

heimnisvolles Etwas? Der Saum deines Kleides ſcheint mit Blumen der Liebe beſtickt. Aber in deinen Händen wohnen mit dem Segen des Lebens die Blitze der Vernichtung. Dein Antlitz ſah keiner ... und dein Herz ... Mir ſchwindelt, wenn ich dein Weſen mir denken will. Dann ſcheint es mir ewig notwendiges Schickſal, unbekümmert um den Menſchen ... O, hab Erbarmen mit uns, Unerforſchlicher!"

— So lag er die Nacht über in Qualen, bis er entſchlief ... Und der Morgen begann zu grauen. Die Welt ſtieg langſam aus dem Schoß der Nacht. Ein Flüſtern begann auf den Bergen und über den Talen und der Ebene. Ein geheimnisvolles, ergreifendes Flüſtern. Das Zwielicht begann in die Turmkammer einzudringen, leiſe, behutſam, wie eine Mutter, die nach dem Schlaf ihres Kindes ſieht. Der Einſiedel richtete ſich halb auf und griff in die Blätter vor dem Fenſter. Sie waren feucht vom Tau und dufteten von der Friſche des Morgens. Und er zog ſie herein zu ſich und kühlte ſeine brennende Wange an ihnen. Und ihm war, als kehrte er aus einer furchtbaren Tiefe in das Leben, in die Welt zurück. Dann kam ein leiſer, ſchüchterner Vogelſchall. Und er lächelte wehmütig.

„O ihr Blätter und Vögel — ihr ſeid wieder da, ihr Tröſter! Und du, junges Licht — du küſſeſt und ſegneſt wieder meinen Scheitel! Ich ſoll wieder froh ſein und wieder gut mit dem Leben und der Welt. So wollt ihr ..."

Und er ſchmeichelte aufs neue ſeiner Wange und ſeinen Tränen mit dem tauigen Laub. Und es ward ſtärker Tag — die Vogelſtimmen wurden lauter. Da griff er nach ſeiner Flöte. Er beſah ſie lange — und ſein ganzes Leben ſchien ihm aus ihrem matten Schimmer entgegen. Er führte ſie an den Mund und entlockte ihr leiſe Klänge. Und wie die erſten hinauszogen in die Dämmerung, da ward es ihm wohler und wohler. Es ward ihm, als ſei er noch Jüngling. Als müſſe er auf ſeiner Flöte ein luſtiges Schelmenſtücklein blaſen von einer Winzerin im Reblaub und einem Studenten, dem ſie ihren roten Mund gibt, und einem dicken Pater, der das Nachſehen hat ... Er wußte nicht, wie ihm das ſo kam. Wie es kommen konnte, daß er mit einem Male nach Luſtigkeit verlangte. Aber jetzt ließ eine Wachtel ihren kecken Ton erſchallen. Und übermütiger ergriff ihn das Verlangen.

Digitized by Google

Er blies seine Weise, die so frisch und üppig schwellend war wie die Lippen der Winzerin, so dunkel, blau und lockend wie die Trauben unter den Rebenblättern, so keck und selbstbewußt wie der junge Student, und so komisch seufzend wie der dicke Pater, der das Nachsehen hatte. Die Vögel hielten inne mit Singen und lauschten. Der Einsiedler stieg die Treppe hinauf bis auf die Zinne des Turmes. Er sah in das Morgenrot hinaus. Auf die dampfende Ebene, aus der die Ströme und die goldenen Kirchendächer blitzten wie das Geschmeide des jungen Tages. Sein Herz war trunken vom jungen Licht, und er jubelte mit den Klängen seiner Flöte das Lied seines wieder erlangten Lebensglaubens hinaus. Weinberge sah er und reifende Felder und Obstbäume. Die weißen Mauern von Dörfern, aus denen die Bauern hinauszogen ins Feld, und die grauen Mauern und Dächer von Städten, aus dem Morgendunst auftauchend. Und ringsum die Berge und Wälder blickten so groß, so ernst und doch so eindringlich froh zu ihm auf, daß sein Herz schwoll von Liebe zu all dem Erschaffenen und Gewordenen. Er hatte die Flöte abgesetzt, seine Seele war zu voll. Da begann eine Nachtigall zu singen, unten in den Lorbeerbüschen des Parks. Ihre Stimme schwoll und schwoll. Es war nichts mehr von der Traurigkeit des Abends und der Nacht in ihr, wenn sie durch den verlassenen Park klagte. Es war Sonnensehnsucht in ihr. Die Wonne des Lebens strömte aus der grauen, kleinen Vogelbrust hervor, daß auch ihr alle Vögel lauschten. Und nun griff der Einsiedler wieder zu seiner Flöte, und brünstiger klang sein Lob der Natur und des Schöpfers in den Morgen hinaus.

„Ich preise dich, Licht des Morgens, das du mit tauschweren Flügeln über die Erde schwebst. Ich preise euch, rote Flammen der ewigen Liebe, die ihr durch die grauen Dämmerungen wandelt, Propheten des ewigen geheimnisvollen Lebenswillens. Ich segne euch mit der Wonne eines sich wieder aufrichtenden Herzens, mit der schmerzlichen Süßigkeit, die im Vergessen der Nacht und des Leides liegt. Nehmt mich wieder an euch, ihr Wälder, ihr Berge, du strahlender, allumfließender Äther. Laßt mich euch wieder Bruder sein, gleich geboren aus der Liebe des Vaters, ihr lieben Vögel, ihr Gotteskinder, die er aus der Hand entfliegen hat lassen, die ihm zunächst am Herzen ist. Ja, auch dich, du

Digitized by Google

Leben da drunten, da draußen, preiſe ich. Euch, Weinberge und Bäume, Felder und Gärten, und alle, die ſäen und ernten. Euch, ſchallende Städte und ragende Burgen. Was du auch ſeiſt, o Leben, du biſt immer wieder neu und ſchön. Du magſt erſcheinen wie du willſt, wir müſſen dich und deinen Urquell verehren, bewundern, lieben. Und ſo ſegne ich auch noch den Kampf, das Leiden, den Haß, die Zwietracht, das Böſe. O du wunderſames, wunderliches Leben, du Dieb meiner Schmerzen, wie haſt du mich gewandelt! Nimm mich hin, du Großes, Ewiges! Ich bete dich an!“ —

Die Sonne war hinter den Bergen emporgeſtiegen, und nun war die ganze Welt voll von ihrem reinen Gold. Die ſtrahlende Glorie des Lebens erweckte alles zu einem jauchzenden Lebensdrang. Die Vögel ſangen, jubelten, ſchnatterten das Lob des Gewordenſeins. Der Wald rauſchte es mit allen Gipfeln. Die Ebene ſang es mit tauſend Stimmen. Die Glocken miſchten ſich tief und hell hinein. Die Flüſſe und die goldenen Kirchendächer glühten. Es war ein ungeheurer Lobgeſang des Daſeins. Die kleine Nachtigall unten und die Flöte oben jubelten lauter als alle anderen Töne. Der Einſiedler ſtand vergoldet von der Sonne mit verzücktem Antlitz.

Es war Tag!

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Roman Werners Jugend, ein Lebensbeginn	1
Sehnsucht	89
Schnee	99
Des Liedes Ende	109
Der Einsiedler	119

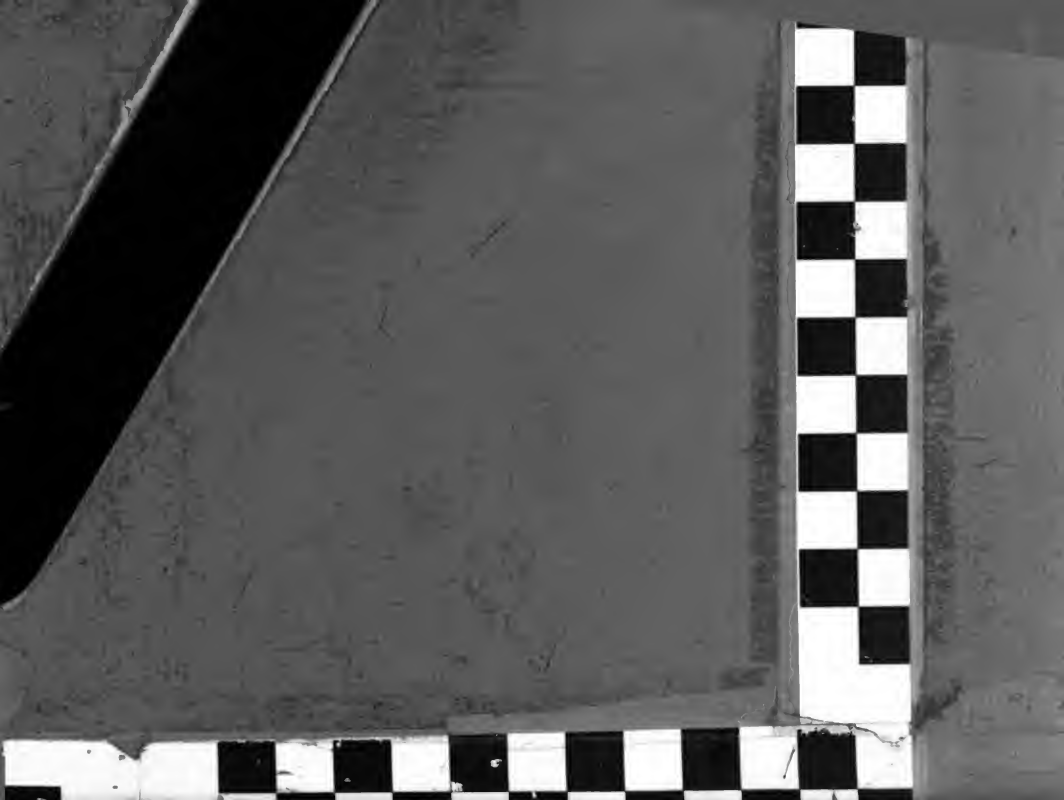
Digitized by Google

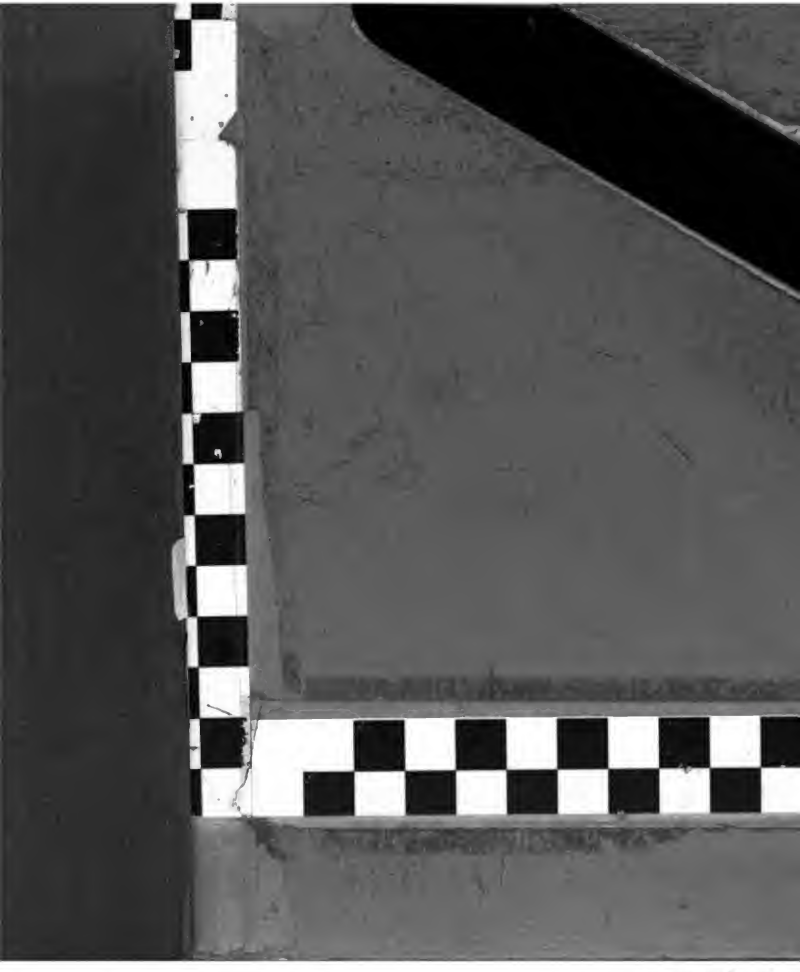
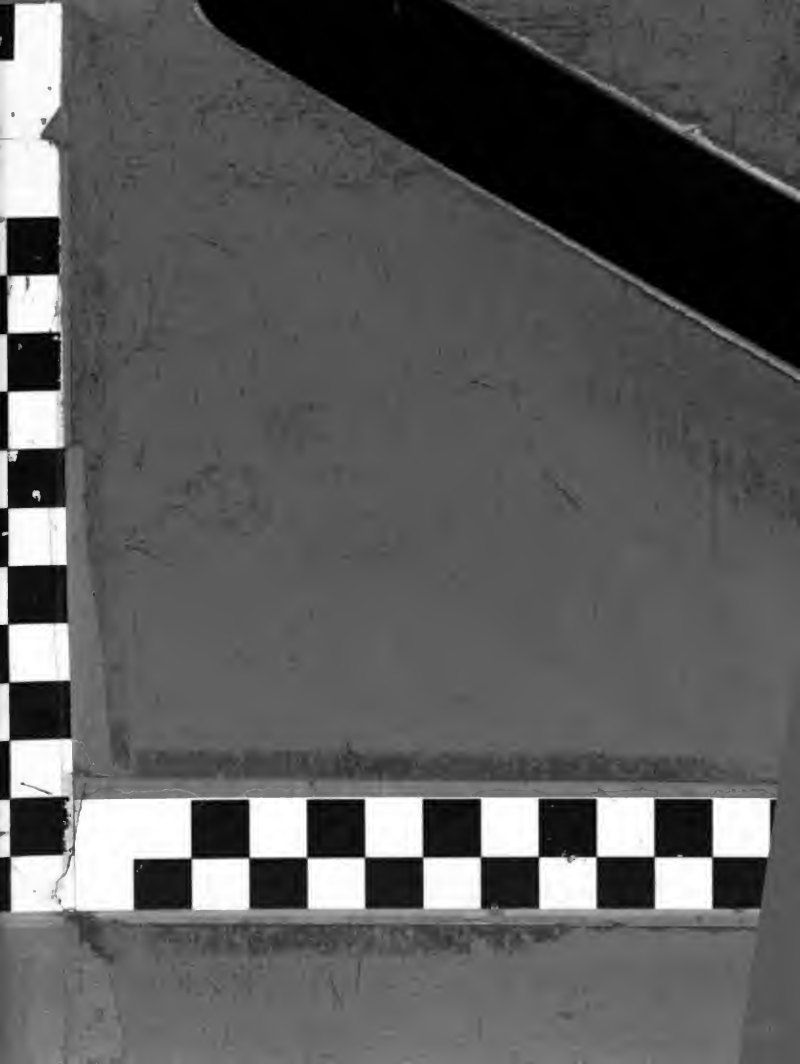
Princeton University Library
32101 066395383

This Book is Due

P.U.L. Form 2

Digitized by Google





Digitized by Google